Weimar und Jena.

Von

Adolf Stahr.

Zweite ſehr vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag (D. Collin).

1871.

Inhalt.

	Seite
Goethe in Jena	3— 8
Jena's Umgegend, Höhen, Klima	9— 13
Charakter der Stadt, — Studentenleben in früherer Zeit. — Schillers Verhältniß zu demselben. — Das Lied „Vom hoh'n Olymp" ꝛc.	14— 25
Das archäologische Kunstmuseum. — Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst; Propyläen; Preisausschreibungen. — Kampf gegen das Nazarenerthum. — Resultat der Goethe'schen Kunstbestrebungen	26— 39
Schiller's Gartenhaus	40— 44
Der Friedhof von Jena. — Erinnerung an Caroline von Wollzogen. — Schiller's Verhältniß zu derselben und ihrer Schwester Charlotte von Lengefeld. — Knebels Grab	45— 54
Karl Ludwig von Knebel	55— 64
Der Kanzler von Müller und seine Denkwürdigkeiten. — Goethes Audienz bei Napoleon. — Ein beabsichtigtes Attentat auf Napoleon in Weimar 1808. — Jagdfest für Napoleon auf dem Landgrafenberge	65— 75
Goethe's Beurtheilung Napoleon's	76—102
Goethe und Frau von Stein	103—135

Digitized by Google

Chriſtiane Vulpius, Goethe's Gattin . . . . . 136—152
Goethe's Verhältniß und Briefwechſel mit Knebel . . . 153—178
Unſere Klaſſiker und ihr Verhältniß zu Nationalität und Freiheit . . . . . 179 ff.
Begriff der Nationalität . . . . . 181—187
Leſſing und die Nationalität und Politik . . . . . 187—211
Schiller's Verhältniß zu beiden . . . . . 212—229
Ein Tag in Dornburg . . . . . 230—234

II.

Jena.

„Mox te clivosae ceperunt moenia Ienae.“

Iustus Lipsius.

Jena, Ende Juli 1854.

Seit acht Tagen bin ich in Jena, und begreife jetzt die Neigung und Vorliebe, welche Goethe für „das liebe närrische Nest," wie er es einmal nennt, bis an das Ende seines Lebens hegte. In dieser beruhigenden Weltabgeschiedenheit, die doch von fröhlicher Jugend so heiter belebt wird, in diesem lieblichen Thale mit seinem rauschenden Flusse, seinen schattigen Wandelgängen, seinen schöngeformten Berghöhen, die zuweilen Abends in ihrer zauberhaften Beleuchtung an die Sabiner- und Albaner-Berge der römischen Campagna erinnern, inmitten einer genügsamen und doch lebenslustigen, dabei zuthulich freundlichen Bevölkerung, fühlt man sich von selbst, bei dem Gedenken an Goethe, zugleich an sein Faustisches Wort:

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

erinnert. Wie liebenswürdig muthet es uns an, wenn wir uns Goethe, den in Weimar so zeremoniösen Staatsminister, in Jena vorstellen, wie er unter seines Freundes Knebel Fenstern in die Hände klatscht, um ihn zum Spaziergange abzurufen! Und es ist Goethe selbst, der uns dies kleine Genrebild in einem Briefe

an Knebel gemalt hat. Goethe's eigenes Bekenntniß nicht minder wie alle Berichte ſeiner Freunde ſtimmen darin überein, daß er hier in Jena immer erſt recht Er Selbſt geweſen, daß er ſich nirgends liebenswürdiger, behaglicher, theilnehmender gezeigt als in ſeinem lieben Jena, das für ihn im Großen war, was ſein Arbeitszimmer zu Weimar im Kleinen. Schillers Gattin ſchrieb noch im Jahre 1798 an Frau von Stein, wie Goethe hier in Jena „ſo ganz anders ſei" als in Weimar: „es iſt recht eigen, welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar iſt er gleich ſteif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, ſo wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden." Goethe ſelbſt ſchreibt einmal an Schiller, wie ihm nur „die Jenaiſche abſolute Stille und die Nähe des Freundes dazu verhelfen könne ſeinen Ideen Raum und Ordnung zu verſchaffen." In der That war Jena für ihn recht eigentlich ein Bedürfniß. Es war gleichſam die ſtille ruhige Studierſtube in welche er ſich von Zeit zu Zeit aus all den Anforderungen und Störniſſen ſeines Weimariſchen Lebens zurückzuziehen genöthigt war, um nur irgend etwas zuſammenhängend arbeiten zu können. „Goethe hat das Unglück," — ſo ſchreibt Schiller an Körner,*) daß er in Weimar gar nichts arbeiten kann. Was er binnen vier und fünf Jahren geſchrieben, iſt Alles in Jena entſtanden."

Jenſeits der Saale, dicht an der Brücke, welche von Jena nach Camsdorf führt, liegt das Wirthshaus, die Tanne genannt. In den Erkerräumen dieſes Hauſes, mit der entzückenden Ausſicht auf Strom und Stadt und Berge, hat er oft Monate lang ge-

*) S. Briefe v. 3. September 1800.

wohnt; dort ist auch sein „Fischer“ gedichtet, dessen Entstehung man erst recht begreift, wenn man, wie ich gestern, in warmer Sommernacht von dieser Höhe niederschaut auf das strudelnde Gefluthe des kühlen Elementes, über dessen breiter Fläche das Gold des hellen Mondenscheines funkelte. Hier hat er in der „nahezu absoluten Einsamkeit“ seiner letzten Lebenszeit Wolkenformen und Himmelsfarben beobachtet und gar Vieles von seinen Arbeiten zur Morphologie und den entoptischen Farben und anderes Naturwissenschaftliche ist hier entstanden oder abgeschlossen. Noch vor Kurzem waren die schlichten weißen Wände seines Erkerzimmers mit Barometerbeobachtungen und Tabellen, auch mit manchen Verszeilen von seiner Hand beschrieben zu erblicken, die jetzt leider unter der Hand des Tünchers und des Tapezierers verschwunden sind. Dergleichen Benutzung der Zimmerwände gehörte zu Goethe's kleinen vergnüglichen Eigenheiten. Er schreibt einmal an Schiller (1802): „Es ist lustig, daß ich dort an einem weißen Fensterpfosten (in seinem Wohnzimmer auf dem Jenaer Schlosse) alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stände gar Manches darauf, was unser Verhältniß aus mir herauslockte.“ Auch dies Andenken an den Genius ist bei einer Renovirung der Zimmer vernichtet worden. Doch kennt man noch die Zimmer, welche er, und früher Knebel dort bewohnte, und wo er „immer ein glücklicher Mensch war, weil er keinem Raume so viel produktive Momente verdankte.“

Sonst freilich sind der monumentalen Erinnerungen wenig an Jenas größte Periode, an jene Zeit, wo die Schiller und Humboldt, Fichte, Schelling, Hegel, Voß, Schlegel und wie viele

andere noch dies kleine Jena zur Hauptſtadt deutſchen Geiſtes und deutſcher Wiſſenſchaft erhoben. Nur Schiller's Gartenhaus, jetzt die Sternwarte, iſt noch erhalten, und Griesbach's Haus und Garten. Aber keine Inſchrift, keine Tafel bezeichnet dem Fremden, den die Erinnerung an jene Zeit nach Jena führt, mit liebevoller Pietät die Wohnſtätten jener großen und bedeutenden Menſchen, die ein günſtiges Geſchick einſt hier zuſammenführte, und deren Namen Jena's größte Zierde ſind.*) Vergebens ſuchte ich in einer neuen Beſchreibung der Stadt Jena**) irgend eine Andeutung darüber zu finden. Die Verfaſſer, zwei Jenenſer Einwohner, geben zwar bei jeder Straße, bei jedem Platze, ja bei jedem Hauſe genau an, welche Unglücksfälle, Feuersbrünſte, Mordthaten und Todtſchläge daſelbſt in alten und neuen Zeiten paſſirt ſind, aber von den Häuſern, in welchen Schiller und Humboldt, Hegel, Fichte, Schelling, Voß und Schlegel gewohnt, iſt nichts zu leſen. Ein trauriges Zeichen, wie ohne Zuſammenhang dieſe Namen noch ſind mit dem Bewußtſein des Volkes, ſogar an dem Orte, wo ſie einſt lange Zeit gelebt und gewirkt! Selbſt von Schiller hat ſich kaum die Spur einer lokalen Tradition erhalten. War er doch nur ein außerordentlicher Profeſſor ohne Gehalt, wie ſo viele andere auch; weiter wußte das Volk der Stadt, in welcher er zehn Jahre lebte, wenig von dem „gefeiertſten Dichter Deutſchlands."

*) Spätere Anmerkung: Dies Verſäumniß iſt jetzt (1858) nachgeholt worden (1870).

**) Jena von ſeinem Urſprunge bis zur neueſten Zeit, von Carl Schreiber und Alexander Färber.

Jena, den 31. Juli 1851.

Je mehr ich die Umgegend von Jena kennen lerne, deſto beſſer gefällt ſie mir, und es klingt mir jetzt gar nicht mehr unwahrſcheinlich was die Sage behauptet: Kaiſer Karl der Fünfte, als er nach dem Siege von Mühlberg das Saalthal herauf zog, habe beim Anblick von Jena ausgerufen: das iſt ja ein kleines Florenz! Denn in der That kann die reizende Lage der kleinen altersgrauen Stadt inmitten des lieblichſten Flußthales wohl einen leichten Schatten ſolcher Erinnerung erwecken an die prachtvolle Steinroſe, die ſich in den Fluthen des Arno ſpiegelt.

Das Thal von Jena welches ſich von Süden nach Norden hinzieht, iſt augenfällig nichts als ein gewaltiger Spalt, den einſt die ſtürzenden Urgewäſſer durch jenes mächtige Hochland geriſſen haben, das ſich vom Thüringer Waldgebirge gegen Nordoſten hinſtreckt. So ſind denn auch die Berge von Jena, welche das Thal begränzen, nicht eigentlich Berge zu nennen. Sie ſind vielmehr nur Erhöhungen, die aus jener Hochebene durch das Waſſer ausgeſchnitten wurden, oder ſchroffe Abhänge der obern Thalränder, die ſich in ſanfte fruchtbare Anberge verlieren, zu deren Füßen der üppige Wieſengrund des Thales ſich hinbreitet. Die Saale, nur für Flöß-

holz und leichte Fischernachen schiffbar, über zahlreiche Wehre schäumend, von steineren holzbedachten Brücken überspannt, von Erlen und Weiden, Rüstern und Pappeln beschattet, rauscht und strudelt eiligen Laufes vorbei an freundlichen Weilern und Dörfern. Aber am Fuße der nahe liegenden Höhen bezeugen scharf eingerissene Buchten und tiefe Höhlungen, daß hier einst ein mächtiger Strom das ganze Thalbett füllte; und noch jetzt schwillt nicht selten der kleine, scheinbar so friedlich dahintanzende Fluß, gleichsam seiner alten Mächtigkeit sich erinnernd, zu furchtbarer Höhe, den ganzen Thalgrund mit Verwüstung überfluthend, und das mühsame Werk der bauenden und ordnenden Menschenarbeit zerstörend. Mehr noch wie Weimar, das bedeutend höher liegt, und von einem kleineren Flusse bedroht wird, hat Jena in seiner Geschichte von solchen Nöthen zu melden, die hier mehr als einmal zu Carl August's und Goethe's Zeit die Energie beider in Anspruch nahmen und zweimal das Leben des zur Hülfe herbeigeeilten Fürsten in Gefahr brachten. Noch verderblicher für das Saalthal sind starke Gewitterregen, deren Wasserstürze von den Bergen niederrasend schwere Blöcke, Massen von Steingerölle und Kiessand mit sich niederreißen, Häuser zerstören, Bäume entwurzeln, und Weinberge, Felder, Gärten und Wiesen ganz oder auf Jahre hinaus zu Grunde richten. Spuren einer solchen kürzlich geschehenen Verwüstung, die wir auf unseren Spaziergängen bemerkten, gewährten einen traurigen Anblick. Aber immer wieder beginnt die fleißige Menschenhand den Kampf mit der Natur, und immer auf's Neue trägt sie die Kultur in Saatfeldern, Baum- und Weinpflanzungen bis dicht hinan an die kahlen, vulkanisch ausschauenden Häupter der Berge.

Die eigentlichen Bildner dieser Berge sind eine Reihe von

Querthälern, welche hüben und drüben, bald tiefer, bald breiter auslaufend, in das Hauptthal einmünden. Die ſo von drei Seiten ſteil abfallenden Abhänge der Hochebene, welche zwiſchen jenen parallel laufenden Quereinſchnitten ſtehen geblieben ſind, erſcheinen als die Berge von Jena. Am ſteilſten iſt bei den meiſten ihr Abfall nach dem Hauptthale zu. Ihre landſchaftliche Schönheit, die immer auf's Neue mein Auge erfreut, wird noch erhöht durch den Wechſel der mannigfaltigſten Formen, unter denen einige in der That durch den Schwung und die Feinheit ihrer Linien an italieniſche Gebirgsbildungen erinnern. Am meiſten ausgearbeitet erſcheinen dieſe Bergformen auf dem rechten Saalufer während ſie auf dem linken ſich in nichts von der gewöhnlichen Geſtalt deutſcher Höhen unterſcheiden.

Von einem dieſer letzteren, auf dem linken Ufer belegenen Berge, dem ſogenannten Hainberge, hat man die ſchönſte Ueberſicht über Stadt und Thal und Höhenzüge. Schiller ſoll dieſen Punkt am liebſten beſucht haben, auf dem merkwürdig genug vor Zeiten das Jenaſche Hochgericht ſtand, von dem der Berg auch heute noch den Namen Galgenberg führt. Es muß den armen Sündern, die hier ihr Leben laſſen ſollten, doppelt ſchwer geworden ſein, im Anblick der wirklich reizenden Umgegend aus der Welt zu ſcheiden. Das Saalthal ſcheint gegen Süden hin geſchloſſen durch die Berghöhe, von deren Gipfel die ſtattliche Leuchtenburg, einſt ein Fürſtenſchloß, jetzt ein Gefängniß, herabſchimmert. Von dort aus gegen Norden zu ſtrecken ſich die Höhen der Saalberge auf dem rechten Ufer des Fluſſes in ſtetem Wechſel der Formen und Linien thalabwärts. Da hebt ſich zunächſt aus dem engen Wölnitzer Grunde in ſchroffer Steile der Johannisberg hervor.

Das mächtige Trümmerwerk auf ſeinem Rücken ſind die Reſte der alten ſtolzen Lobdenburg, auf der die Dynaſten ſaßen, denen vor Jahrhunderten ein großer Theil der ganzen Umgegend ſammt der Stadt Jena erb und eigen gehörte. Näher nach Jena zu erhebt ſich die faſt ſenkrechte Felsmauer der Kernberge, geſtützt von einigen kegelförmigen Strebepfeilern. Von zahlreichen Schluchten durchfurcht, bilden ſie mit ihren grotesken Sandſteinhöhlen, den ſogenannten Teufelslöchern, und ihren nackten, faſt aller Vegetation baren Höhen und Kuppen einen Vorſprung des Thalrandes, um welchen herumbiegend die Saale in grader Richtung auf Jena zuſtrömt. Dieſe Kernberge ſind es hauptſächlich, welche den Bergen von Jena den Ruf der Kahlheit gemacht haben, den die meiſten der übrigen, zum Theil mit Wald und Buſchwerk bewachſenen und bis zur Höhe hinauf kultivirten Höhen keineswegs verdienen. Das kümmerlich nackte Ausſehen jener Berge rührt aber keineswegs von ihrer abſoluten Unfruchtbarkeit, ſondern von dem Umſtande her, daß vier oder fünf in der Nähe liegende Ortſchaften aus unvordenklicher Zeit eine Triftgerechtigkeit auf dieſe Höhen beſitzen, welche bisher jeden Anbau gehindert hat.

Ihnen zunächſt, gegenüber der Stadt, erhebt ſich der bei weitem intereſſanteſte aller dieſer Berge, der Hausberg. Als ich ihn zuerſt von der Stadt aus und neulich von der Terraſſe des ehemaligen Griesbachſchen Gartens erblickte, erinnerte er mich mit ſeinem zweiköpfigen Gipfel und ſeinen ſanft abfallenden Seitenlinien durchaus an den Veſuv; und ſchwerlich möchte ſich in Deutſchland noch ein ähnliches Miniaturbild jenes alten Städteverwüſters nachweiſen laſſen. Von andern Seiten und Standorten betrachtet, ſchwindet aber dieſe Illuſion. Es wird nämlich alsbald der lang-

geſtreckte, ſcharfe, wie eine koloſſale Säge ausgezackte Rücken ſichtbar, durch deſſen ſchmalen Grat er letztlich nach Oſten hin mit der rings das Thal umgebenen Hochebene zuſammenhängt. Jene Einſchnitte des Grates ſind nur zum Theil natürlichen Urſprungs, zum größeren Theile ſind ſie Menſchenwerk. Denn hier ſtanden noch vor ein paar Jahrhunderten nicht weniger als drei Raubburgen, mit denen überhaupt dieſe Thalhöhen reich geſegnet waren, jede von der andern nicht viel über einen guten Pfeilſchuß entfernt. Der ſteil aufſteigende ſogenannte Fuchsthurm iſt ein Reſt der mittelſten dieſer Burgen. Anderes Getrümmer und Mauerwerk von Gewölben und Unterbauten iſt längſt wieder zur Natur geworden und bildet, mit Erde und üppiger Vegetation überkleidet, — denn die Flora der Jenaiſchen Umgegend iſt eine der reichſten von Deutſchland — einen Beſtandtheil der verſchiedenen Berggipfel. Wenn der Hausberg, auf den ich oſtwärts aus meinem Fenſter blicke, mich an den Beherrſcher des Golfs von Neapel mahnt, ſo führt der ihm zunächſt nördlich liegende Jenzig mit ſeinen gelblich kahlen Abhängen, von Steingeröll bedeckt, mit ſeinen fantaſtiſch gezackten, hellfarbigen kryſtalliniſchen Formen, im Glanze der Abendſonne ſtrahlend, mir die Bergformen von Palermo vor die Erinnerung. Er bildet ein Hufeiſen mit dem eine halbe Stunde weiter nördlich liegenden grünbewaldeten, von den Burgtrümmern der Kunitz maleriſch gekrönten Kunitzberge, von dem ſich ſanfter gewellte Höhen, zum Theil mit Schwarzwald bedeckt, nach Rhoda hinabziehen.

Drüben auf dem rechten Saaluſer, dem Jenzig gegenüber, liegt der Landgrafenberg, auf deſſen Höhen Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages bivouakirte. Zu ſeinen Füßen ſchlängelt ſich die Straße von Weimar durch Kieferngehölz hinab in das enge

vom Leutrabache durchfloſſene Mühlthal der Stadt zu, die allerdings von oben herab geſehen, nach dem Ausdruck eines Freundes, nicht ſowohl in einem Thale als vielmehr in einem Graben zu liegen ſcheint.

Was die Höhe der Jenaiſchen Berge anlangt, ſo erreicht allerdings keiner derſelben die des Ettersberges bei Weimar, deſſen höchſter Punkt 1440 Fuß über der Meeresfläche liegt. Der Hausberg und der Jenzig erheben ſich wenig über ſiebenhundert Fuß, vom Spiegel der Saale gerechnet. Die ſüdweſtlichen Berge von Jena bilden für Jena die Wetterſcheide und lenken die von jener Richtung heraufziehenden Gewitter meiſtens in öſtlicher oder nördlicher Richtung ab von dem Thale der Stadt.

Für die Liebhaber der Geologie haben die Jenaiſchen Berge zugleich das Intereſſante, daß ihre Schichtungsverhältniſſe durch die zahlreichen Querthäler ſo zu ſagen bloßgelegt erſcheinen, ſo daß man ihren Bau ohne Mühe bis in's Einzelne der verſchiedenen Lagen verfolgen kann. Zahlreich foſſile Reſte von Meergeſchöpfen bekunden, daß die Bildung dieſer Schichten durch Einwirkung des Waſſers entſtanden iſt. Die unterſte Schicht, die Sohle der übrigen, iſt durchweg meiſt ſchiefriger und leicht zerbröckelnder Sandſtein. Darüber gelagert zeigt ſich Gips mit Thon verbunden; rother Mergel und endlich Kalk bilden den Schluß nach den Höhen zu.

Das Klima von Jena erſcheint mir bedeutend milder als das Weimariſche, und trotz der geringen, nur zweiſtündigen Entfernung beider Orte iſt doch die Vegetation des durch ſeine Bergzüge geſchützten Saalthals vor der Weimariſchen Umgegend meiſt um vierzehn Tage voraus. Ich finde auch den Menſchenſchlag im

Volke hier ſchöner gebildet als in Weimar, und unter den Frauen und Mädchen der arbeitenden Claſſen trifft das Auge nicht ſelten wahrhaft feine und edle Formen und Geſtalten. Nur ſchade, daß ein ſpecifiſches Krankheitsleiden häufig die hier gebornen Bewohner jeden Alters und Geſchlechts entſtellt. Das iſt der Kropf, mit dem nach Angaben der Aerzte faſt der zehnte bis fünfzehnte Einwohner von Jena behaftet erſcheint. Zum Glück iſt derſelbe faſt immer bei rechtzeitiger Behandlung heilbar. Aber das arme Volk betrachtet hier wie überall unter ähnlichen Verhältniſſen jenes Leiden als ein nothwendiges und unheilbares Uebel, und thut darum in der Regel nichts gegen daſſelbe. Indeſſen wenn man auch das Heilmittel gefunden hat, als welches ſich die Meerſchaumkohle und pila marina bewährt haben, ſo ſind doch darum die Heilkundigen noch keineswegs im Klaren über die erzeugende Urſache dieſer widrigen Mißbildung, welche nicht ſelten ein Gewicht von fünfzehn Pfund und darüber erreicht. Während einige das Waſſer anklagen, das in Jena allerdings ſchlecht iſt, finden andere den Grund des Uebels „in dem geminderten Einfluſſe des ſolaren Princips," aus welchem in andern ähnlich tief liegenden Bergthälern ſich gleiche Mißbildungen erzeugen. In der That iſt für Jena die Sonne eine halbe Stunde weniger ſichtbar und wirkſam als in flachen Gegenden.

Die Stadt ſelbſt machte mir diesmal einen ungleich heitrern Eindruck als vor drei Monaten, wo ich ſie im trüben Regenwetter des rauhen Frühlings zuerſt beſuchte. Aber dennoch ſieht man es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie zu den ſtehengebliebenen und daher zurückgekommenen kleinen Landſtädtchen Deutſchlands gehört. Wenn es wahr iſt, was ich neulich verſichern hörte, daß Jena ſich in den letzten fünfzig Jahren um einige ſechszig Häuſer vermindert hat, ſo kann ſchon daraus ein Schluß auf die Phyſiognomie der Stadt gezogen werden. In der That erinnere ich mich nicht, in irgend einem Orte ſo wenig Spuren von Neubau geſehen zu haben. Die Straßen ſind, bis auf wenige, eng und winklicht obſchon nicht ohne eine gewiſſe eigenthümliche alterthümliche Phyſiognomie, und in manchen Partien wird man lebhaft an das wüſte graue hochſtockige Häuſerweſen einzelner Winkelgaſſen Roms erinnert. Die meiſten Häuſer ſind auf Studenten eingerichtet, und man zeigte mir darunter eins, das zur Zeit der Blüthe Jena's mehr Studioſen in ſeinen Räumen zählte, als manche kleinere Univerſität deren überhaupt in ihren Mauern aufzuweiſen hatte. So mag auch die Stadt damals ein ſchmuckeres Anſehen gehabt haben, wie ſie denn Schillern bei ſeinem Einzuge von ſtädtiſcherem Ausſehen erſchien, als das damals noch mehr einem Burgflecken ähnliche Weimar. Jetzt aber iſt das anders. Jene Glanzzeit Jena's iſt vorüber, die Zahl von tauſend und mehr Studenten iſt auf weniger als die Hälfte herabgeſunken. Der kleine Ort, deſſen Lebensunterhalt faſt ganz auf die Univerſität angewieſen iſt, empfindet dieſe Verringerung ſeiner Hülfsquellen ſichtbar, und Weimar erſcheint jetzt, mit Jena verglichen, in ſeiner ſchmucken äußern Geſtalt ein klein Paris gegen den Verfall und die Verkommenheit,

welche überall in der Mehrzahl der Straßen und Häuſer von Jena hervortreten. Wenige Privathäuſer ausgenommen ſind z. B. hier leidliche behagliche Wohnungen, wie ſie ſelbſt Weimar bietet, gar nicht zufinden, und ich ſah Miethwohnungen in den beſten Theilen der Stadt und in großen, äußerlich ganz ſtattlich ausſchauenden Häuſern, deren gänzlicher Mangel an jeder bequemen und zweckmäßigen Einrichtung, deren Treppen-, Corridoren- und Thürengewirr einem müßigen Menſchen halbe Tage lang mit Nachdenken darüber beſchäftigen könnte, wie die Erbauer darauf gekommen, dieſe wunderlichen Labyrinthe herzurichten.

Dagegen iſt die Reinlichkeit der Straßen zu loben, welche durch die Schleuſen bewirkt wird, mit deren Hülfe man wöchentlichen mehrmals das Waſſer der Leutra, die in mehreren Kanälen die Stadt durchfließt, über die Straßen derſelben leitet, und ſo neben der Sauberkeit des Pflaſters auch eine in den heißen Sommertagen ſehr anmuthige Kühlung der Temperatur bewirkt.

Einen freundlichen und bedeutenden Eindruck macht der Marktplatz in der Mitte der Stadt. Er iſt ein regelmäßiges Viereck von hohen, meiſt alterthümlichen Häuſern umſchloſſen, unter denen das ſchwarzgraue uralte Rathaus mit ſeinem künſtlichen Uhrwerke, das unter die „ſieben Wunder von Jena“ gezählt wird, ſich vorzugsweiſe bemerklich macht. Vor demſelben wurden noch um die Zeit von Goethe's Weimariſcher Jugendperiode oftmals die Raufhändel der Studenten im ſchnellgebildeten Ringe der Genoſſen am hellen Tage ausgefochten, während die Väter der Stadt das Wohl derſelben beriethen. Die Tradition Jena's weiß noch von einem alten Rathsherrn zu erzählen, der von ſolchem Degenklirren auf

den Söller des Rathhauſes gelockt, in einem der Kämpfenden den eigenen Sohn erblickte und ihm zurief: „Fritz, halte dich brav! du ſollſt auch 'nen neuen Rock haben!"

Das iſt jetzt anders — und beſſer. Der Ruf roher Sitte und wüſter Raufbolderei, in welchem das Jenenſer Studentenweſen noch lange nachher ſtand, und dem man hier und da auch in unſern Tagen wohl noch begegnet, iſt jetzt ein völlig unbegründeter geworden, und ich wüßte kaum eine deutſche Univerſität zu nennen, wo mir das Leben und Treiben der akademiſchen Jugend anmuthender und gemäßer als hier in Jena erſchienen wäre. Von dem Alten iſt eben nur noch ſoviel an bunter Romantik äußerer Erſcheinung zurückgeblieben, um das Phantaſtiſche nicht ganz aus dem jugendlichen Behaben zu verbannen, während der Cynismus der ehemaligen Renommiſterei in Kleidung, Auftreten und Lebensweiſe durchaus moderner Kultur gewichen iſt. Man rühmte mir den Fleiß der hier ſtudirenden Jugend, der freilich auch durch keinerlei Zerſtreuung auf Seitenwege verlockt wird. Die Eiſenbahn iſt zwei Meilen von Jena entfernt, Weimar noch etwas weiter, und ein Ausflug nach dem letztern, um eine gute Oper zu hören, darf eher für ein Bildungsmittel als für eine Beeinträchtigung der Studien gelten. In Jena ſelbſt iſt der Student neben ſeinen Büchern und Collegien lediglich auf die Naturumgebungen angewieſen, die denn freilich einem jungen Menſchen von nur einigem Sinne für Naturſchönheit reichen Erſatz für das gleißende Weſen vieler größeren Univerſitätsſtädte bieten.

Jena wäre übrigens ſo recht der Ort, um den Entwickelungsgang des deutſchen Studentenlebens ſeit den letzten achtzig Jahren

in einer Reihe der intereſſanteſten Bilder aufzuzeigen.*) Es würde ſich ein ſolche Darſtellung unter der Hand von ſelbſt in eine Art von Geſchichte der deutſchen politiſchen und literariſchen, philoſophiſchen und ſozialen Bildung verwandeln. Da würde uns zuerſt die Periode jener unſäglichen Rohheit entgegentreten, welche bis an den Anfang der Franzöſiſchen Revolution heranreicht, jene Zeit kurz vor der geiſtigen Blüthe der Univerſität Jena. In ihr erſcheint der Jenenſer Student, nach gleichzeitigen Zeugniſſen**), „als ein Weſen, deſſen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar ledernen Beinkleidern beſtand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geſchicklichkeit beſaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden, der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren ſchlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „auszumachen.“ Seine Sprache war „ein Gemiſch von eignen Kunſtwörtern, ſein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger, und das niedrigſte Geſchöpf ein Menſch, der nicht Luſt hatte, ſich jeden Augenblick um nichts zu raufen und der ſich in ſeiner Kleidung einer gewiſſen Sauberkeit und Eleganz befliß.“ Als Heerde und Hegeplätze dieſer Rohheit erſcheinen in jener Darſtellung die damaligen Landsmannſchaften, Verbindungen die ſich's zum Zweck machten, jegliche Art von Wüſtheit, Ausſchweifung und Gemeinheit in Ehre zu halten und dem Geſetze wie der Sittlich-

*) Dies iſt ſeitdem theilweiſe geſchehen in dem intereſſanten Buche: Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens 1548–1858. Von Dr. Richard und Dr. Rob. Keil (Leipzig. F. A. Brockhaus 1858).

**) Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig 1793.

keit den unverschämtesten Trotz zu bieten. Wie gebildete Menschen damals, d. h. im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, von der Erscheinung des deutschen Studentenwesens berührt wurden, das hat Goethe im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit an Mercks Beispiel geschildert. Goethe selbst sah zu jener Zeit die Jenenser Studenten nur ungern in Weimar, und suchte sie im dortigen Theater auf alle mögliche Weise kurz zu halten. Giebt es einen traurigern Beleg für den Zustand des damaligen deutschen Studententhums, als diese Sorge und Nothwendigkeit, die Darstellungen des Schönen in der Kunst vor der Rohheit einer Jugend zu wahren und zu schützen, aus welcher die Lehrer und Bildner, die Richter, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollten!

Um die Zeit als Schiller in Jena lebte, hatten sich diese Zustände allmälig zu bessern begonnen. Freilich fand er als er im Jahre 1787 zuerst Jena besuchte noch manche Spuren der alten renommistischen Wüstheit. „Daß die Studenten hier was gelten (schrieb er an Körner) zeigt einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten.“ Aber doch fand er schon damals „die Sitten um Vieles gegen früher gebessert.“ An die Stelle der alten rüden Landsmannschaften waren die Orden getreten, Verbindungen, die wenigstens zum Theil von gewissen Gedanken der Bildung getragen wurden. Ehrengerichte zur Milderung des Duellunwesens wurden versucht, und an die Stelle der stupiden Brutalität eines trägen und faulen Hinschlenderns traten mehr und mehr Fleiß und Sinn für Wissenschaft und Bildung. Der Student entrohte sich

auch im Aeußern. Eleganz trat an die Stelle des Cynismus, ein anständiger Ton verdrängte mehr und mehr die urdeutsche Bierrohheit. Der Verfasser der um das Jahr 1793 erschienenen „Briefe über Jena" findet sogar, daß die Kultur des Jenaschen Studententhums in übergroße Verfeinerung auszuarten, und daß durch sie das „ehrliche offene deutsche Herz" Schaden zu leiden drohe. Während sonst die Bibliothek des gewöhnlichen Jenaischen Musensohns meist nicht über ein lateinisches Lexikon, Corpus Juris, Bibel und die nöthigen Kompendien hinausging, und seine Lecture sich gleichfalls nicht über dieselben verstieg, fand der Verfasser jener Briefe die Theilnahme an der Litteratur und ihren über die Brodfächer hinausreichenden Erscheinungen bereits allgemein verbreitet. Die Schilderung, welche er davon giebt, ist interessant genug, um sie hier mitzutheilen, zumal da sie im Vergleich zu den gegenwärtigen Zuständen die damaligen weit besser erscheinen läßt. Zwei öffentliche Leihbibliotheken, die Vogt'sche und die Strankmann'sche, boten in großer Auswahl und Vollständigkeit den Studirenden Gelegenheit, sich mit allen bedeutenden Erscheinungen der Poesie und der philosophischen Litteratur, sowie mit Allem, was nicht gerade in die „Brodwissenschaft" einschlug, bekannt zu machen. Für ein Abonnement von nicht mehr als sechszehn Groschen vierteljährlich standen diese Sammlungen den Studirenden täglich zur beliebigen Benutzung offen, und auch an Veranstaltungen fehlte es nicht, die bedeutendsten Zeitschriften und Journale wissenschaftlichen und politischen Inhalts den Akademikern zugänglich zu machen. „Der Studirende," heißt es in den Briefen, „der hier in Jena ein Ignorant in der neueren Litteratur bleibt, hat nur sich selbst deswegen anzuklagen."

Dieſen Vortheil entbehrt das heutige Jena durchaus. Die öffentlichen Leihbibliotheken ſind in dem traurigſten Zuſtande, und diejenigen öffentlichen Lehrer, denen es obliegt, über die deutſche neuere Litteratur der letzten dreißig bis vierzig Jahre Vorleſungen zu halten, befinden ſich in ſchlimmer Lage, da es ihren Zuhörern unmöglich iſt, ſich auch nur von den bedeutendſten Erſcheinungen durch eigenes Leſen einen Begriff zu verſchaffen. Franzöſiſche und Engliſche Litteratur ſind durch gar keine Leſezirkel und ähnliche Veranſtaltungen unterſtützt.

Schiller, wenn er auch hier und da in ſeinen Briefen an Körner und die Wolzogen über die mangelnde geiſtige Vorbildung der Studenten klagt, iſt doch in ſeinem Verhältniſſe zu der ſtudirenden Jugend von damals ſelber ein lebendiges Beiſpiel ihrer vorgeſchrittenen geiſtigen und ſittlichen Kultur. Sie ehrten gleich bei ſeinem erſten Auftreten als akademiſcher Lehrer in ihm den Genius, der dem deutſchen Namen einen neuen Glanz verlieh, und dies Gefühl der Ehrfurcht ſprach ſich in einer Weiſe aus, die Schillern ſelbſt erfreute.*) Es war bisher Sitte geweſen, neu auftretende Profeſſoren bei der erſten Vorleſung mit wüſtem Gelärm von Scharren und Stampfen zu begrüßen und zu entlaſſen. Aus Ehrfurcht vor Schiller entſagte man dieſer althergebrachten Unſitte. Die verſammelten Hunderte, welche bis in die Vorräume und Treppen das Auditorium füllten, verharrten in tiefem Schweigen, und brachten ihm dafür Abends ein Lebehoch und Fackelſtändchen. Seitdem blieb jener rohe Brauch für immer verbannt, an dem ſich als an einer Ehrenbezeugung, wie ein Landsmann und

*) Briefwechſel mit Körner, Bd. 2. S. 100—102.

Lebensgenoſſe Schiller's aus jener Zeit erzählt, früher ſelbſt ausgezeichnete Univerſitätslehrer erfreuten.*) Schillers bloße Gegenwart in Jena trug überhaupt dazu bei, Ton und Behaben der Jugend zu veredeln. Als ihm einmal bei einem Studentenaufruhr, den die unzeitige Strenge des damaligen Prorectors verſchuldet hatte, die Fenſter eingeworfen wurden, weil der Ruf „Lichter weg!“ bei ihm keine Beachtung gefunden hatte, ſandten ſämmtliche Verbindungen am andern Tage Deputationen an ihn ab, um von ihm Verzeihung zu erbitten. Bei Gelegenheit dieſes Studentenkrawalls geſchah es, daß Profeſſoren und Bürgerſchaft in feierlichem Zuge die ausgewanderten Studenten bei ihrer Rückkehr von Erfurt einzuholen ſich herbeiließen, ein Handlungsweiſe, gegen welche Schiller öffentlich in den ſtärkſten Ausdrücken proteſtirte, ohne daß dieſer Proteſt die Verehrung der Studenten für ihn beeinträchtigte.

Ueber Schiller's freundliches Verhältniß zu den damaligen Jenaiſchen Studenten habe ich ſpäter noch ein Zeugniß erhalten, das ich hier einſchalten will, und das die Zahl der Schiller'ſchen Gedichte möglicherweiſe um eins vermehrt, über deſſen Autor man bis heute noch keine ſichere Kunde hat. Es iſt das alte wohlbekannte Studentenlied: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,“ u. ſ. w. um das es ſich handelt. Siebzehn Jahre nach dem Erſcheinen der erſten Auflage dieſes Buchs, theilte mir ein achtzigjähriger Greis, der verſtorbene Archivrath Chr. Walter in Gotha, neben mehreren ergänzenden Notizen auch Folgendes mit: „Wenige Wochen nachdem ich Oſtern 1808 die Univerſität Jena, drei Jahre nach Schiller's Tode, bezogen hatte ſtarb daſelbſt der Juriſt Pro-

*) Morgenblatt 1837, Nr. 86.

feſſor Richter und wurde von den damaligen Landsmannſchaften mit einem Fackelzuge zur Erde beſtattet. Nach beendigter Ceremonie wurden, wie üblich, die Fackelreſte auf dem Markte auf einen Haufen geworfen und verbrannt, wobei ein Lied (eben jenes: Vom hoh'n Olymp u. ſ. w.) geſungen wurde das mich ſo tief ergriff, daß ich mich nach dem Verfaſſer erkundigte. Da erfuhr ich denn Folgendes. Schiller habe ſich einſt bald nach ſeiner Ankunft in Jena mißbilligend über die damals üblichen Studentenlieder vernehmen laſſen, worauf ihm dann der Wunſch und die Aufforderung geſtellt worden: doch ſelbſt etwas Beſſeres an deren Stelle zu dichten. So ſei das Lied „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" entſtanden und ſofort mit Jubel von den Studioſen aufgenommen worden. Ich habe in keinem Werke über Schiller dieſes Umſtandes gedacht gefunden, ja in dem bekannten Taſchenliederbuch von Edmund Wallner iſt ſogar ein Herr Schnorr als Verfaſſer angegeben; in andern Liederbüchern fehlt jede Angabe, und in einem fand ich nur vermerkt, daß das Lied „nicht" von dem und dem Verfaſſer ſei. Es dürfte nun zu erwägen ſein, ob die mir damals drei Jahre nach Schiller's Tode gemachte Mittheilung eine unrichtige oder wahre geweſen iſt. Für das Letztere ſpricht der ächt Schiller'ſche Geiſt des Liedes, und wer Herr Schnorr ſei oder geweſen ſei weiß wenigſtens ich nicht." — Ich auch nicht; und ſo möge denn dieſe Notiz den Hiſtorikern der lyriſchen Litteratur zu freundlicher Beachtung empfohlen ſein. —

Es muß ein wunderbares und in seiner Art einziges Leben gewesen sein, das während dieser Schillerschen Periode in Jena seine mannigfaltigen, oft grellen Kontraste entfaltete. „Eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur," sagt der zuvor erwähnte Verfasser jener Skizze über Jena zur Zeit Schillers, im Morgenblatte von 1837, „wird schwerlich in Paris und London angetroffen werden. Vom Wilden in Sitte und äußerem Auftreten bis zu widerlicher Verfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränktesten Ansicht der Wissenschaften, nach welcher z. B. ein Dozent die Diplomatik als das non plus ultra und den Mittelpunkt alles Wissens ansah und seinen Zuhörern vorstellte, bis zur edelsten Uebersicht und erhabensten Anschauung, trifft man alle Mittelstufen gleichsam als Repräsentanten und ewige Formen in Jena an." Die dort gezeichneten Skizzen und Portraits von Abnormitäten der ersteren Klasse reichen an das Fabelhafte, wenn man sie mit unsern Tagen vergleicht. Dazu herrschte in jener Zeit eine Rastlosigkeit der wissenschaftlichen Anstrengung, eine Schnelligkeit der geistigen Bewegung und ein Fleiß der Arbeit, welche selbst einen Goethe, wie er an Knebel schreibt, in Erstaunen setzten, während durch dies Treiben und Drängen doch keineswegs dem gesellig gemüthlichen Zusammenleben, wodurch Jena sich von jeher auszeichnete, ein wesentlicher Eintrag geschah. Alles dies mußte wieder auf die studirende Jugend vortheilhaft zurückwirken, deren geistige Kultur überdies durch die Nähe des kunstgebildeten Weimars mannigfach gefördert wurde.

Jene zweite Entwickelungsperiode des Jenaischen Studentenlebens reicht bis in die Zeit des Befreiungskrieges, durch welchen

das nationale Ferment in die jungen Gemüther geworfen wurde. Jena wurde die Wiege der deutſchen Burſchenſchaft, deren Blüthe ein Menſchenalter ſpäter in Gagern und der Paulskirche zu Tage treten ſollte. Der alte Goethe, der ſich öffentlich ſonſt nicht eben allzugünſtig über das „Wartburgsweſen“ äußerte, freute ſich dennoch insgeheim an dem erwachenden Geiſte der Jugend, als ſie bei jenem Feſte den elenden Kotzebue in Effigie ſeiner Werke verbrannte. Freilich trat erſt ein Jahrzehend nach Goethe's Tode jenes Gedicht an das Licht, in welchem er das Eiſenacher Autodafé vom 18. October 1817 ausdrücklich belobte*).

*) S. Werke (Ausgabe letzter Hand) Band 56 S. 85–86:

An Kotzebue.

Eiſenach 18. October 1817.

„Du haſt es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geſchrieben,
Hätteſt gern die tiefſte Niedertracht
Dem Allerhöchſten gleich gebracht.
— — — — — — — — — —
Daß Du Dein eignes Volk geſcholten
Die Jugend hat es Dir vergolten:
Aller End' her kamen ſie zuſammen,
Dich haufenweiſe zu verdammen.
Sankt Peter freut ſich Deiner Flammen.“

Die letzte Zeile des Gedichts bezieht ſich auf die leichtfertige Beurtheilung der St. Peterskirche in Rom, welche Kotzebue in ſeine Reiſeerinnerungen neben allerhand Ausfällen gegen Goethe zu Markte gebracht hatte.

Dann kamen die Verbote des Beſuchs der von den Gedanken deutſcher Nationalität und Einheit angeſteckten Univerſität, Verbote, welche von der gegenſeitigen moraliſchen Achtung deutſcher Regierungen ohngefähr in derſelben Art Zeugniß ablegten, wie auf dem materiellen Gebiete die gegenſeitigen Verbote, mit denen noch heute ein deutſcher „Staat" das Papiergeld des andern von den eignen Kaſſen ausſchließt.

Jena, den 30. Juli 1854.

Einen großen Genuß hat mir der Beſuch des archäologiſchen Kunſtmuſeums gewährt, deſſen Stiftung Jena vorzüglich dem vortrefflichen Göttling verdankt. Zwei ziemlich große Säle in den untern Räumen des alten Fürſtenſchloſſes enthalten eine Sammlung der bedeutendſten Bildwerke alter Kunſt in mehr als dreihundert Gypsabgüſſen. Die Laokoonsgruppe, die Venus von Milos, der Vatikaniſche Apollo und die Coloſſe von Monte Cavallo, der Otrikoliſche Jupiter und die Juno Ludoviſi, und was ſonſt noch an Werken helleniſcher Plaſtik in Statuen, Büſten und Reliefs den erſten Rang unter den geretteten Trümmern der alten Kunſtwelt einnimmt, iſt wenigſtens zu einem bedeutenden Theile hier zu finden, oder doch in Fragmenten vertreten, welche für das nothwendige Bedürfniß der unmittelbaren Anſchauung ausreichen. Ich mußte dabei meiner eigenen Jugend gedenken, der auf der Univerſität Halle auch ſo gar nichts dergleichen geboten wurde. Und noch giebt es deutſche Univerſitäten, wo der Lehrer der Geſchichte und Kunſt des Alterthums, der Archäolog, der Aeſthetiker, der Profeſſor der Kunſtgeſchichte gerade der allernothwendigſten Unterſtützung durch eine ſolche Sammlung entbehren.

Was aber das Verdienstvollste ist an diesem Jenaischen Museum, das ist die Art und Weise seiner Herstellung. Die Universität ist bekanntlich arm an Geldmitteln. Da haben denn ihre Professoren sich zusammengethan und durch öffentliche Vorlesungen, zu denen Jedem gegen einen geringen Eintrittspreis der Zugang frei stand, einen großen Theil der zu diesen Anschaffungen nöthigen Gelder zusammengebracht, Geschenke der fürstlichen Patrone, deren die Universität Jena, wenn ich nicht irre, vier deutsche Souveraine hat, und von Privaten sind dazu gekommen, und so ist in wenigen Jahren, seit 1846, eine Sammlung entstanden, um die manche größere Universität Deutschlands das kleine Jena beneiden dürfte. Nicht nur jene großen Schöpfungen der alten Plastik, deren ich oben einige anführte und deren Originale die Zierden der Sammlungen von Rom und Florenz, von Paris und London, Berlin und Dresden bilden, sind hier in Abgüssen zu finden. Sondern der Lehrer der Archäologie findet erwünschte Gelegenheit, seine Zuhörer auch auf einige Originale von Vasen und anderem Geräth, der Lehrer der alten Geschichte auf Abgüsse uralter Inschriften in Keilschrift und Hieroglyphen, auf die Anschauung altägyptischer Götterbildungen, auf die farbigen Darstellungen der ältesten architektonisch plastischen Monumente, wie das Löwenthor von Mykenä, auf Abbildungen altetruskischer Gräber, nicht minder wie auf eine plastische Nachbildung des antiken Theaters hinzuweisen. Es ist keine Frage, daß nur mit Hülfe solcher unmittelbaren Anschauung Vorlesungen über Kunst und Alterthum auf Universitäten wahrhaften Nutzen zu gewähren vermögen, und daß eine Stunde in diesen Räumen zugebracht, unter Kunstwerken, deren Verständniß obenein ein vortrefflicher raisonnirender Katalog

erleichtert, den Studioſen mehr fördert als jahrelanges Hören von Dingen, die vor Allem geſehen werden wollen. Es erfüllt ſich dabei jenes Wort Goethe's, der über Kunſt überhaupt gar nicht anders geredet wiſſen wollte, als in Gegenwart der Kunſtwerke.

In dieſem Muſeum befindet ſich nun auch der Abguß eines herrlichen weiblichen Kopfes, deſſen Züge mich auf den erſten Blick an einen andern erinnerten, den ich vor ſechs Jahren in Florenz unter den weiblichen Statuen geſehen, welche das Innere der Loggia dei Lanzi ſchmücken. Und ſo war es in der That. Die Antiquare haben dieſem Kopfe, deſſen Original früher in Rom, jetzt in Berlin befindlich, den Namen einer trauernden Muſe gegeben. Dagegen hat nun Göttling entdeckt, daß es ein Portraitkopf iſt, und zwar obenein das Portrait einer deutſchen Landsmännin aus Hermanns des Cheruskers Zeit. Das hängt ſo zuſammen. Als Germanikus, Tiberius Adoptivſohn, durch glänzende Waffenthaten die Niederlage des Varus gerächt und durch den Verrath deutſcher Landesfürſten, wie Malovendus und Segeſtes, nicht nur die verlornen Legionsadler wieder gewonnen, ſondern auch Hermanns Weib, Thusnelda, in ſeine Gewalt bekommen hatte, hielt er einen großen Triumpheinzug in Rom, bei welchem unter den zahlreichen Gefangenen beſonders Thusnelda, Arminius Gattin, und Ramis, Tochter des Kattenherzogs Aktumer und Gemahlin des Fürſten Seſithakus, als diejenigen fürſtlichen Frauen genannt werden, welche den Triumph des Siegers ſchmückten. Nun hat Göttling in einer eigenen Schrift mit großer Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen, daß jene herrliche Statue einer barbariſchen Gefangenen in der Loggia dei Lanzi zu Florenz eben keine andere als die Portraitſtatue der Thusnelda iſt, welche den für Germanikus

vom Tiber errichteten Triumphbogen ſchmückte, und daß mit ihr zugleich auch ein Portrait des Thumelikus ſich bis auf unſere Zeit erhalten hat. Mit dieſen beiden Portraits zeigte nun der obenerwähnte weibliche Kopf eine ſo ausgeſprochene Aehnlichkeit des nationalen Typus und des Styls der plaſtiſchen Kunſtbehandlung, daß Meiſter Rauch keinen Anſtand nahm, in ihm gleichfalls das Portrait einer edlen gefangenen Barbarenfürſtin aus derſelben Zeit zu vermuthen. Und dieſe Vermuthung erreichte durch eine Meſſung beider Frauenköpfe, welche völlige Gleichheit der Größe ergab, den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit. Dieſe Entdeckungen ſind von einem doppelten Intereſſe. Einmal, weil ſie uns den Typus urälteſter deutſcher Geſichtsbildung von der Meiſterhand antiker Plaſtik aufbewahrt darſtellen. Dann aber auch, weil ſie auf's Neue jenen Zug des hiſtoriſchen Realismus beweiſen, welchen die helleniſche Plaſtik bei den Römern annahm, als ſie in den Dienſt derſelben trat. Noch Winckelmann in ſeiner Kunſtgeſchichte behauptete, wie man weiß, das Gegentheil bei Gelegenheit der berühmten, „Arria und Pätus" genannten Gruppe in Villa Ludoviſi zu Rom. Er beſtand darauf, daß die alte Plaſtik in ganzen Figuren, ſei es in Statuen oder in Reliefdarſtellungen, niemals Sujets aus der wirklichen Geſchichte behandelt habe, und daß die alten Künſtler in ſolchen Darſtellungen nie über die Gränzen der Mythologie hinausgegangen ſeinen"*). Dieſer Irrthum des großen Mannes, der ſich durch alle ſeine Werke hindurchzieht, war es, der ihn ſo weſentlich an der richtigen Auffaſſung ubn

*) Siehe Winckelmann's Geſchichte der Kunſt XI. 2. 28. S. 463. (der Stuttgarter Ausgabe von 1847).

Erklärung einiger der bedeutendsten erhaltenen Werke antiker Plastik hinderte, daß er in dem sterbenden Fechter, diesem Barbarenfürsten, der im Lustmordkampfe als Augenweide des römischen Volkes verendet, einen Hellenen, einen athenischen oder argivischen Herold aus der mythischen Zeit zu erkennen glaubte, und daß er die herrliche Ludovisische Gruppe des Barbarenhäuptlings, der nach seinem Weibe, das er getödtet, sich selbst das Schwert in die Kehle stößt, als die Darstellung eines Vorfalls aus der griechischen Mythologie erklärte!*)

Ich habe schon in meinem Italienischen Reisewerke den Fortschritt nachzuweisen versucht, welchen die antike Plastik unter dem Einflusse des römischen Geistes, der sie in seinen Dienst nahm, vom Mythologischen und Mythischen zum Gebiete des Historisch-Monumentalen gemacht hat. Wer die in jenem Buche an verschiedenen Stellen den Kunstwerken gegenüber entwickelten Gedanken seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat**), wird in diesen neuesten Entdeckungen des gründlichen Forschers und feinen Kenners alter Kunst finden, daß eine glänzende Bestätigung des neuen Prinzips zu Tage gefördert worden ist. Wie auf dem Triumphbogen des Marius zur Verherrlichung seines Sieges über die Teutonen und Cimbern auch der König Teutobog und andere Barbaren abgebildet waren, so sehen wir durch Göttling's und Rauch's Nachweisungen auch die Heldengestalten deutscher fürstlicher Frauen vor uns, deren Bildnisse dem gleichen Siegerstolze der römischen Weltüberwinder

*) Siehe Winckelmann's Geschichte der Kunst IX. 2. 36. S. 376. und 463.

**) Ein Jahr in Italien Th. I. S. 189—190., Th. II. S. 283—287. Th. III. S. 93—105.

ihren Urſprung verdankten. Denn auch der Kopf der Ramis, der ſich in einem Abguſſe auf dem Jenaiſchen Muſeum befindet, gehörte einer Statue an, die an dem Triumphbogen des Germanikus das Gegenſtück zu der Statue der Thusnelda bildete. In dieſem Sinne iſt denn auch der Gegenſatz beider Portraitköpfe ächt künſtleriſch behandelt. Thusnelda erſcheint nämlich in jenem Bildwerke zu Florenz ganz ſo aufgefaßt, wie ſie Tazitus, vielleicht eben nach jener Statue, beſchreibt: als die würdige Gattin des deutſchen Helden, ungebeugt, thränenlos, mit geſchloſſenen Lippen, gewachſen dem furchtbar tragiſchen Looſe, vom eignen Vater dem Gatten entriſſen und verrathen zu werden an die Feinde des Vaterlandes. Dagegen ſehen wir in dem Kopfe ihrer Genoſſin den Ausdruck eines hoffnungsloſen, tiefen, ächt weiblichen Schmerzes, dem nur der Troſt der Thränen Linderung verleiht. Das edle, ſchöne, typiſch deutſche Haupt iſt geſenkt, die Augen wie vom Weinen geſchwollen, und der im bittern, ſchluchzenden Schmerze zuckende Mund mit den leiſe geöffneten Lippen, die aufgelöſ'ten, wie von Thränen feuchten prachtvollen Haarflechten — Alles drückt das Hingegebenſein aus an einen Jammer, deſſen Anblick den Beſchauer im Innerſten erſchüttert.

Niemand würde an dieſem Jenaiſchen Kunſtmuſeum größere Freude gehabt haben als Goethe, in deſſen Sinn und Geiſte dieſe für lebendige Wirkſamkeit gegründete Sammlung ſo recht eigentlich geſtiftet heißen darf. Man weiß, wie ſehr er in den Propyläen auf ſolche Förderung der Anſchauung von Kunſtwerken drang, und wie er für ſich ſelbſt dieſen Vortheil durch alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zu erneuern ſtets beſtrebt war.

Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunſt und die Art und

Weiſe, wie er auf dieſelbe einzuwirken ſuchte, iſt auch für die richtige Beurtheilung ſeiner eigenen dichteriſchen Leiſtungen von großer Wichtigkeit. Bis in ſein reifes Mannesalter hinein hat er ſelbſt eine früh in ihm erwachte praktiſche Tendenz zur bildenden Kunſt verfolgt. Er nannte dieſe Tendenz am Abende ſeines Lebens eine falſche, weil ihm eigentlich die Naturanlage dazu gefehlt habe. Eine gewiſſe Zärtlichkeit gegen die landſchaftliche Umgebung ſei es, was ihm eigen geweſen, und wodurch ſeine erſten Anfänge ihm und Andern eigentlich hoffnungsvoll erſchienen. Die Reiſe nach Italien zerſtörte dieſes praktiſche Behagen. Eine weite Ausſicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren (Eckermann I. S. 210). Dagegen geſtand er auch, daß er die Gegenſtändlichkeit ſeiner Poeſie jener großen Uebung des Auges ſchuldig geworden ſei.

Aus Italien dem formenreichen zurückgekehrt in den formenarmen Norden, empfand Goethe das dringende Bedürfniß, ſeine dort gewonnene Erkenntniß für die Förderung der bildenden Kunſt in Deutſchland fruchtbar zu machen. Schon vor der Italieniſchen Reiſe war in Weimar eine Art von Akademie für die zeichnenden Künſte geſtiftet worden, an welcher zunächſt Rath Kraus, ſpäter die Bildhauer Klauer und Kaufmann, und endlich Goethe's Freund Heinrich Meyer lehrend thätig waren. Jetzt griff man die Sache bedeutender an. Heinrich Meyer ward nach Weimar berufen und der Plan gefaßt, Weimar durch jährliche Preisaufgaben und Kunſtausſtellungen zu einer Art von Mittelpunkte für die deutſche bildende Kunſt zu machen, — ein Plan, wie ihn ein halbes Jahrhundert ſpäter Franz Liszt mit dem Gedanken der Goetheſtiftung in einer großartigen Weiſe wieder aufgenommen hat. Eine eigene,

der Kunſt gewidmete Zeitſchrift ſollte jenem Plane einen Stützpunkt geben und als Organ dienen, durch welches die Goethe'ſchen Kunſtanſichten praktiſchen Einfluß auf die Entwickelung der Kunſt in Deutſchland gewinnen möchten. Die Propyläen wurden 1798 gegründet. In ihnen ſollte der Künſtler die Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen kennen lernen, und Hand in Hand mit dieſer Einführung in die Kenntniß der Natur, ſoweit dieſelbe wichtig für die künſtleriſche Thätigkeit, ſollte die Anleitung zur theoretiſchen Erkenntniß des Kunſtſchönen den Kunſtjünger über das Endziel ſeines Schaffens aufklären. Rath, Hülfe und Vorſchläge ſollte er hier für ſeine Arbeiten finden. Er ſollte den Werth der antiken Muſter kennen und ſchätzen lernen, und eine genaue Kritik älterer und neuerer Kunſtwerke, ein ſtrenges Auseinanderhalten der verſchiedenen Kunſtarten, verbunden mit der ſteten Hinweiſung auf die Nothwendigkeit ſinnlicher Anſchauung, ſollte ihm ſeinen Weg erleichtern. Die Nothwendigkeit der menſchlichen Bildung, der theoretiſchen Erkenntniß für den Künſtler in einer Zeit allgemeiner Reflexion ſollte fühlbar gemacht, die Schrankenloſigkeit der Theorie im Gegenſatze zu der Beſchränktheit der Praxis aufgewieſen werden. Philoſophie und Kunſt, ſchrieb Schiller an Goethe, hätten ſich bisher noch gar nicht ergriffen und durchdrungen; es fehle ein Organ, wodurch ſie miteinander vermittelt werden könnten. Dies Organon ſollten die Propyläen ſein. Dieſe Aufgabe ſollten ſie löſen in Bezug auf die bildende Kunſt. Aber auch die Theorie und Kritik der Dichtkunſt ſollte ſich anſchließen und ein ſteter Bezug auf das Leben und die Erſcheinungen der Gegenwart den Kreis vollenden.

Die Einleitung in die Propyläen kann großentheils noch jetzt

als Programm eines litterariſchen Kunſtorgans im höchſten Sinne betrachtet und benutzt werden. Sätze wie: „wer mit Gelehrſamkeit bedeutend oder allegoriſch intereſſant ſein will, der wird in der Hälfte ſeiner Arbeit oft bei unerwarteten Hinderniſſen ſtocken, oder nach Vollendung derſelben ſeinen ſchönſten Zweck verfehlen; wer zu den Sinnen nicht klar ſpricht, redet auch nicht rein zum Gemüthe“ — ſolche Sätze ſind goldene Lehren, deren Befolgung ſpäter ſelbſt Goethe'n nicht blos bei dem zweiten Theile ſeines Fauſt zu Statten gekommen ſein würde. Und ſo voll von dieſem Gedanken war er damals, daß er nicht übel Luſt hatte, wie er einmal an Schiller ſchreibt, „auf die Kunſt eine Art von geheimer Geſellſchaft zu fundiren, da Sprechen, Schreiben und Drucken wohl etwas, aber nicht viel helfe.“

Zugleich mit der Gründung der Propyläen begannen die Weimariſchen Kunſtfreunde ihre Ausſchreibung von Preisaufgaben. Die eingeſandten Preisſtücke wurden ausgeſtellt und in Zeitſchriften beurtheilt. In Uebereinſtimmung mit dem Goethe'ſchen Dogma von der alleinſeligmachenden griechiſchen Kunſt gingen die Aufgaben vorzugsweiſe auf die antikheroiſche Zeit zurück. Paris und Helena, der Tod des Rheſus, Hektors Abſchied, Achill auf Skyros, Achill's Kampf mit den Flüſſen, Perſeus und Andromeda, Herkules beim Admetus, — dies waren, verbunden mit einer Landſchaft und einem bibliſchen Süjet: das Menſchengeſchlecht durch das Element des Waſſers bedrängt, die Preisaufgaben, welche von 1799 bis 1803 geſtellt und von Künſtlern wie Hartmann, Nahl, Hoffmann, Hummel und Rhoden gelöſ't wurden. Goethe ſelbſt hatte, wie er an Knebel ſchreibt (I. 264.), an dieſe Ausſtellungen viel Mühe, Zeit und Geld verwendet, Karl Auguſt reichliche Mittel hergegeben.

Dennoch entſprachen die Erfolge nicht der angewendeten Mühe. Die Preisvertheilungen mußten ſchon nach dem fünften Jahre (1803) eingeſtellt werden, die Propyläen waren bereits drei Jahre früher eingegangen. Goethe ſuchte den Grund des Mißlingens beider Unternehmungen theils in dem Einfluſſe „böswilliger Menſchen," welche ſich dem Emporkommen der Zeitſchrift entgegenſtellt, theils in jener Richtung, welche die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunſt feſtſetzen wollte, und endlich in dem Einfluſſe der Romantik, die durch ſchriftſtelleriſche Talente beim Publikum eingeſchmeichelt, auch die Künſtler ergriffen habe. Allein wir werden ſehen, daß der eigentliche Grund anderswo und tiefer lag.

So viel iſt gewiß, daß Goethe ſeit jener Zeit nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe allen Einfluß auf die deutſchen Künſtler ſo gut wie gänzlich verlor. Zwar erhielt ſich, wie Schöll in ſeinem werthvollen Buche über Weimar erzählt, als eine Nachwirkung jener Programme noch fernerhin ein Verkehr mit thätigen Künſtlern, welche, wie Gmelin, Riepenhauſen, Wilhelm Tiſchbein, O. Ph. Runge, Friedrich, Kolbe u. a., freiwillig einzelne ihrer Werke einſendeten. Aber der genannte Autor bemerkt zugleich, daß die beſten der durch jene Konkurrenz Befreundeten ſelbſt an der neuen Richtung Theil nahmen. Andererſeits entwickelten die Weimariſchen Kunſtfreunde („die W. K. F.'s mit ihren Treffs") ihre Richtung theils in der beſchreibenden Herſtellung antiker griechiſcher Kunſtwerke, wie Polygnot's Lesche, Myron's Kuh, Rogus des Hephäſtion, Phidias' Jupiter, Polyklet's Juno, Philoſtrat's Bilder u. ſ. w., theils geſchichtlich kritiſch in Werken wie Winkelmann und ſein Jahrhundert und Meyer's Kunſtgeſchichte. In „Kunſt und Alterthum" ließ ſich Goethe zwar herbei, den bedingten Werth

auch der gegneriſchen Kunſtbeſtrebungen anzuerkennen, wobei Sulpiz Boiſſeré's Mittheilungen, und geniale Schöpfungen romantiſchen Sinnes, wie Cornelius' Nibelungen und Fauſt, vermittelnd eingewirkt hatten. Allein das Dogma von der unbedingten Anerkennung des griechiſchen Princips ward daneben auf's ſtrengſte feſtgehalten, und dem mittelalterlich aufgewärmten Nazarenerthum und ſeiner „Kinderpäpſtelei" ein ſchonungsloſer Krieg gemacht. „Goethe ward förmlich gegen die letzteren, erfuhr auch Gegenangriffe von ihrer Seite, und empfand es beſonders ſehr übel, als ſie in Rom die Kopien antiker Gemälde, zu welchen ein Künſtler durch ihn beauftragt worden war, für völlig unnütz und zweckwidrig erklärten." Er klagte bitter über dieſen „wahnſinnigen Sektengeiſt, der keine Scheu trage, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künſtleriſchen Handelns auszuſprechen" und ſuchte ſeinen Troſt darin, „ſich und die wenigen zunächſt Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu beſtärken."*) Erſt ſpäter gewann eine mildere Anſicht bei ihm die Oberhand. In den von Riemer herausgegebenen Briefen (S. 336) erklärte er: „ich will dieſe ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach Veraltetem recht gern gelten laſſen, weil wir ſie vor dreißig bis vierzig Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entſtehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken." Er erklärte dieſe Neigung der Jugend zu dem Mittelalter für einen Uebergang zu höheren Kunſtregionen, von dem er ſich ſogar ſehr viel Gutes verſpreche. „Jene Gegenſtände erforderten Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede

*) Schöll, Weimar's Merkwürdigkeiten. S. 284 ff.

Kunſt verbreitet werde. Doch werde es wohl noch einige Luſtren brauchen, bis dieſe Epoche durchgearbeitet ſei, deren Entwickelung man übrigens weder beſchleunigen könne noch ſolle. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen würden dieſes Räthſel ſchon von ſelbſt löſen. War es doch auch in den Geſprächen mit Eckermann „ein großes Talent," eine Art Meſſias, von dem er, der Verehrer des Einzelweſens und ſeiner Kraft, für die Zukunft unſerer Malerei und Plaſtik das Heil erhoffte (I. 263).

Den wahren Grund von der Erfolgloſigkeit der Beſtrebungen Goethe's hat Schöll ſehr richtig nicht aus dem „böſen Willen" einzelner Gegner, ſondern aus der einfachen Wahrheit abgeleitet, daß überhaupt Kunſtſchöpfung nicht von der Theorie, ſondern nur von dem Gemeingefühl und Thatſinn ihrer Zeit ausgehen kann. Er fragt mit Recht, woher in jener Zeit der ärgſten Staatenſchwäche Deutſchlands die Künſtler hätten den Schwung nehmen ſollen, um jenen von Goethe aufgeſtellten heroiſchen Idealen zu genügen? „In der That ſtanden die Preisblätter meiſt in ſehr geringem Verhältniſſe zu den hohen Zwecken und ſchönen Erörterungen der Preisrichter. Und waren die Begriffe der Letzteren reiner und geſunder als die ſchwärmenden Begehrniſſe der Romantiker, ſo waren doch dieſe mächtiger auf die bildende Phantaſie, weil ihr Wiederholen der volksthümlichen Vergangenheit und der Ideale derſelben dem zur Zeit durch die Unwürde des öffentlichen Zuſtandes in ſich ſelbſt zurückgetriebenen Nationalgefühl gemäß war. Daher ſtanden auch unter den Malern größere Talente damals auf dieſer Seite; und eine gehaltvollere, zum Wachsthum ſtärkere Kunſt, als die akademiſche vor ihnen, brachten Overbeck, Veit, Cornelius und andere um ſie gereiht zu Tage."

Dies iſt vollkommen richtig. Die Niederlage, welche Goethe mit ſeinen Kunſtbeſtrebungen erlitt, war eine nothwendige, und darum eine ſegensreiche. Es zeugt für die Unverwüſtlichkeit der Wahrheit, daß ſelbſt die Anſtrengungen des Genies, die Autorität des größten Namens gegen den Drang und Zug der Natur und ihres wahren Bedürfniſſes erfolglos bleiben müſſen.

Goethe und ſeine Gegner begingen den gemeinſamen Fehler und ſie begingen ihn aus gemeinſamen Urſachen. Beide wendeten ihrer Zeit und der lebendigen Gegenwart den Rücken, weil dieſe Zeit und dieſes Leben der idealen Form und der ſchönen Gegenſtändlichkeit entbehrte. Beide griffen zurück in entlegene Zeiten, Goethe in die antike, die Romantiker in das Mittelalter, um dort zu finden, was ſie und die Kunſt bedurften. Welchen Einfluß dieſes vollſtändige Brechen mit der Gegenwart und dem Leſſing'ſchen Prinzip der ſchönen Wirklichkeit auf Goethe's und Schiller's Dichtungen ausgeübt hat, kann man in der gründlichen Entwickelung Hettner's in jener Schrift nachleſen, welche die romantiſche Schule in ihrem innern Zuſammenhange mit unſern Klaſſikern ſchildert. Wir leiden bis auf den heutigen Tag noch unter den Folgen dieſes Mißgeſchicks, das den größten Genien unſerer Nation die Palme des entſcheidenden Sieges verſagte. Der weſentliche Punkt aber, in welchem die Romantiker trotz ihrer zahlreichen Verirrungen über jene antikiſirende Kunſtrichtung im Vortheil waren, und die Berechtigung jener chriſtlich mittelalterlichen Oppoſition gegen das Beſtreben, den modernen Geiſt gleichſam mittelſt Zwangspaß in eine dritthalbtauſendjährige Vergangenheit zurück zu dirigiren, finden wir in der einfachen hiſtoriſchen Betrachtung, daß eben Vergangenes nie wieder dauernd in's Leben geru-

ſen werden kann. Goethe hat ſich ſelbſt in ſeinem Verhältniſſe zur modernen Kunſt mit Kaiſer Julianus verglichen. Aber es war ein ungleich mehr Erfolg verſprechendes Unternehmen zur Zeit Julians, den Paganismus gegen das Chriſtenthum wieder aufzurichten, als zu Goethe's Zeit ein Princip herzuſtellen, deſſen ſtrikte Befolgung die Entwickelung von achtzehn Jahrhunderten ignoriren mußte. Goethe hat es nicht durchgeſetzt, wenn gleich ſeine Polemik gegen die Ausſchreitungen und Verirrungen des Nazarenismus ſehr viel Gutes geſtiftet hat. Aber eben dieſer Nichterfolg ſeiner angeſtrengten Bemühungen war es wohl, der ihn verleitete, auf demjenigen Gebiete, wo er ſelbſtſtändig und ſchöpferiſch auftreten konnte, auf dem Gebiete der Poeſie, nur um ſo ſtrenger die Durchführung ſeines von der Kunſt verſchmäheten Princips zu verſuchen. Ob zum Vortheile ſeiner Leiſtungen? darauf mögen die natürliche Tochter, Paläophron und Neoterpe, Helena, Pandora und Epimenides die Antwort geben.

Jena, den 31. Juli 1854.

An der ſüdweſtlichen Ecke der Stadt auf einer mäßigen Anhöhe liegt ein ſchmalaufſteigendes zweiſtöckiges Häuschen, unregelmäßig gebaut mit unſymmetriſchen Fenſtern, dem ein Anbau mit einem runden, kurzen, thurmähnlichen Aufſatze den Charakter einer italieniſchen Winzerwohnung giebt. Ein langer, ſchmaler, mit Gras bewachſener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, führt dahin, vorbei an verfallenen Seitengebäuden mit zertrümmerten Schindeldächern, zwiſchen Gartenzäunen und Hecken. Aus einem noch kleineren Häuschen, zwanzig Schritte weiter, da wo ein Bretterzaun den Pfad ſperrte, trat uns ein Mann, Gärtner oder Handwerker, entgegen, der uns auf unſere Frage: „wo iſt Schiller's Haus?“ nach dem erſteren zurückwies. „Gehen Sie nur dreiſt hinein,“ ſetzte er in ſeiner thüringiſch zutraulichen Art hinzu, indem er uns bis an die Thür begleitete; „im Garten können Sie's noch ſehen, daß er da gewohnt hat“. Da ſteht's geſchrieben auf einem Steine: „Hier ſchrieb Schiller ſeinen Taſſo!“ — Und der Mann wohnte nur zwanzig Schritte von der Stätte unſterblicher Erinnerung an die größte Schöpfung des „nationalſten“ deutſchen Dichters. Wie weit iſt es noch hin, bis unſer Volk zu ſeinen

Dichtern ein Verhältniß gewinnt, wie es doch ſelbſt den Italienern nicht fehlt, die wir ſo gern die Entarteten nennen.

Dies Haus iſt Schiller's Gartenhaus, und der Anbau iſt die Sternwarte, welche Karl Auguſt dort ſieben Jahre nach des Dichters Tode gründete. An derſelben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Aſtrologie brütete, mit denen er ſeinen Wallenſtein und Seni auszuſtatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenſte Wiſſenſchaft den Lauf und Wandel der Geſtirne und ihre ewigen Geſetze. Poetiſcher konnte dieſe geweihte Stätte nicht verwendet werden. Aber ungern vermißte ich an dem Hauſe eine Inſchrift, welche es dem Wanderer als Schiller's Wohnſtätte bezeichnete.

Es liegt völlig einſam und abgeſchieden von der Stadt, rings von Gärten umſchloſſen, ſo einſam und abgeſchieden, wie ſein Bewohner ſelbſt damals in Jena lebte, den manche Jenenſer erſt im Theater zu Weimar bei der erſten Aufführung ſeines Wallenſtein (1798) von Angeſicht ſahen, nachdem ſie, ohne ihn in der Nähe zu erblicken, bisher Jahre lang mit ihm in derſelben Stadt gelebt hatten. Ein Augenzeuge jener Aufführung erzählt im Weimaralbum, daß der Wunſch, Schiller'n zu ſehen, gar manchen Jenenſer bewog, die Reiſe nach Weimar zu machen.

Hinter dem Hauſe iſt ein ſchöner hochgelegener Garten mit alten Bäumen. In der ſüdweſtlichen Ecke deſſelben hatte Schiller ein kleines Häuschen erbauen laſſen, zu deſſen einzigem Zimmer man auf einer Freitreppe gelangte. Hier liebte er meditirend die reizende Ausſicht zu genießen, welche ſich über Stadt und Thal und Strom dem Auge bietet. Jetzt iſt das Häuschen abgetragen. Ein unbehauener Steinklotz mit der Inſchrift:

Hier schrieb Schiller den Wallenstein.

bezeichnet die Stätte. Eine Linde, Tanne und Akazie beschatten mit ihren in einander verschlungenen Zweigen den Platz, der wie ein Erker hervorragt. Tief unten, außerhalb der Gartenumfriedung, fließt über Kieselgestein der Leutrabach. Von 1796 an, wo Schiller diese Besitzung kaufte, war sie des Dichters Aufenthalt, und auch als er schon in Weimar lebte, kehrte er noch oft Sommers dahin zurück, um irgend eine poetische Arbeit zu vollenden. Hier in seiner Mansardenstube mit der herrlichen, stundenweiten Aussicht hat Goethe den Freund besucht, und mit ihm über Wilhelm Meister und Xenien konferirt. „Und merken Sie es an als eine kulturhistorische Notiz," setzte Freund H. hinzu, „als eine Seltenheit in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit, daß die „Botenfrau," welche den schriftlichen Verkehr der beiden Herren zwischen Weimar und Jena hin und her beförderte, noch existirt; nicht die Person, versteht sich, sondern die Gattung." In der That ist noch heute „die Botenfrau" zu der Thurn- und Taxis'schen Post und dem täglichen Hauderer die Dritte im Bunde der Verkehrsbeförderer zwischen Weimar und Jena. —

In einer Laube des Gartens steht ein alter verwitterter Steintisch. Da haben sie oft zusammen gesessen, die beiden Freunde, und manches große und gute Wort mit einander geredet, manche Pläne erdacht und besprochen, aus deren Samenkörnern herrliche Früchte erwachsen sind für die Menschheit.

Ehe Schiller diesen Garten kaufte, wohnte er längere Zeit im Griesbachschen Hause. Vorher hat er auch noch eine andere Wohnung gehabt, aber keine davon ist durch eine verehrende Hand

bezeichnet.*) Ich ſelbſt werde täglich an ihn erinnert, denn von meiner Wohnung in Camsdorf, unweit der Brücke, ſehe ich gerade auf die kleine Dorfkirche von Wenigenjena, in welcher ſich Schiller am 22. Februar bei verſchloſſenen Thüren in aller Stille und Heimlichkeit, aus dem Reiſewagen ſteigend, mit Lottchen von Lengenfeld trauen ließ. „Ein ſehr kurzweiliger Auftritt für mich!" ſchreibt er an ſeinen Freund Körner; und ſchwerlich wird ihn die Traurede „des kantiſchen Theologen, Herrn Adjunkt Schmidt," erbaut haben, ihn, der ſelbſt nach einer Predigt Herder's geſtand: „daß ſie ihm zwar beſſer gefallen habe als jede andere, die er noch gehört, daß ihm aber überhaupt keine Predigt gefalle." „Eine Predigt iſt für den gemeinen Mann, der Mann von Geiſt, der ihr das Wort ſpricht, iſt entweder ein beſchränkter Kopf, ein Phantaſt oder ein Heuchler!"**) Ich habe keine Spur gefunden, daß der nationalſte Dichter Deutſchlands bis an ſeinen Tod jemals wieder eine Kirche beſucht oder eine Predigt gehört hat. Nur in dem Augenblicke ſeines Lebens, wo die Sehnſucht der Liebesleidenſchaft ihren Stachel in ſeine ſtarke Seele ſenkte, rang ſich der Wunſch aus ſeinem Innern los, daß es ihm möglich ſein möchte, an einen Gott zu glauben, der

*) Späterer Zuſatz: „Die erſte Wohnung, welche Schiller in Jena bezog, war eine ſehr geringe, in der Jenergaſſe bei den beiden alten Jungfern Schramm. Dieſe lebten noch als ich Oſtern 1808 die Univerſität Jena bezog. Ihr Haus nannte man die Schrammey". — So ſchrieb mir 1869 der obenerwähnte Archivrath Chr. Walther in Gotha. — Bei dieſen beiden „Mamſells" hatte Schiller auch noch nach ſeiner Verheirathung die Koſt, bis zum Frühlinge 1793, wo er dieſelbe aufgab weil ſeine Geſundheit dieſelbe nicht länger ertrug. (S. Brief an Körner vom 7. April 1793).

**) Briefwechſel mit Körner I. S. 131 ff.

ein Herz habe für das Sehnen und Wünſchen der Menſchen: „Ach! daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das den Menſchen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und Euch von ihm erflehen könnte!“ *) Das er dieſes ergreifende Bekenntniß ſeiner Unfähigkeit zum Glauben an ein ſolches „Weſen“ ſogar der Geliebten unbefangen ausſprechen mochte, iſt wohl das höchſte Zeugniß ſeiner vollen geiſtigen Freiheit.

*) Brief an Caroline von Wolzogen. Nachlaß I. S. 345.

Jena, Anfang August 1851.

Einer von meinen Lieblingsorten in der Jena'ſchen Umgebung iſt der ſtädtiſche Friedhof. Er liegt am weſtlichen Ende der Stadt und zieht ſich von Norden nach Süden zu einem ſachtanſteigenden Hügel hinauf. Eine Kirche in ſeiner Mitte bildet die Gränze zwiſchen dem alten und dem neueren Theile. Der letztere, am höchſten gelegene, gewährt über die niedere Einfriedigungsmauer hinweg eine reizende Ausſicht auf die Umgegend. Breite, wohlgehaltene Kieswege, mit blühendem Buſchwerk, auch wohl mit Fruchtgeſträuch eingefaßt, durchſchneiden in allen Richtungen dieſen ſorgſam gepflegten Garten des Friedens. Schaaren von Singvögeln beleben die buſchigen und baumbepflanzten Partien der älteren Abtheilung, deren verſunkene Kreuze und verwitterte Denkſteine, von halb verwilderten Anlagen umgeben, einen ſchwermüthigen Kontraſt bilden gegen die heitere Sauberkeit und wohlgepflegte Blumenfülle, welche überall auf dem neuen Kirchhofe die zahlreichen jüngeren Ruheſtätten umgiebt. Ringsher ſchauen Weinberge und Gärten, Korn- und Buſch-bedeckte Hohenzüge und ferne Waldberge hinein in dieſen lieblichen Raum voll ewig erneuter Spuren liebender Erinnerung. Von der Stadt, die verſteckt am Fuße des

Hügels liegt, ſieht man nur den ſpitzen Kirchthurm über den Baumgipfeln aufragen. Dafür ſchweift der Blick gen Süden weit hinaus in das Saalthal, aus deſſen letzter Ferne heute die hohe Leuchtenburg in heiterer Helle uns entgegenſtrahlte, ganz verklärt von einem Schlaglicht der ſinkenden Sonne, die nach einem trüblich grauen Sciroccotage endlich ſiegend aus dem Gewölk hervorbrach. Durch den offenen Bogen eines Begräbnißplatzes geſehen, welcher mit wildem Weine dicht umrankt, einer italiſchen Veranda gleichend, den Durchblick von dem neuen über den alten Kirchhof hinweg geſtattet, gab es das anmuthigſte landſchaftliche Bild. Unter dieſem Bogen ſchläft der vieljährige Arzt Goethe's und Schiller's, der von beiden oftgenannte Hofrath Stark.

Wir waren hinausgegangen, um eine andere Ruheſtätte, das Grab der Frau aufzuſuchen, die mit Schiller's Gedächtniß unauflöslich verbunden, ſein edles Bild am innigſten und treuſten dargeſtellt und noch nach ihrem Dahinſcheiden uns mit theuren Reliquien ſeines Geiſtes und Gemüths beſchenkt hat. Karoline von Wolzogen, die Schweſter von Schiller's Gattin, die geliebteſte Freundinn Schiller's, ſchläft hier den ewigen Schlaf nach einem langen, an Glück und Leiden überreichen Leben. An der äußerſten nördlichen Ecke des neuen Friedhofs erhebt ſich ein einfaches graues Marmorkreuz, von einem weißen Sandſteinſockel getragen, in Mitte des Blumen-geſchmückten, von einem feinen Eiſengitter umſchloſſenen Plätzchens. Auf dem Kreuze ſteht neben der Angabe von Namen, Geburts- und Todesjahr die ſelbſtgewählte Inſchrift:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christus die erbarmende Liebe.

In halbreifer Jugend einem ungeliebten Manne vermählt um bald wieder von ihm getrennt zu werden, und eine andere Verbindung zu ſchließen, die zwar von reiner Neigung getragen, doch ihr Herz nicht vollkommen ausfüllte, geliebt von der idealen Leidenſchaft eines Schiller, deſſen Liebe zu ſeiner ſpäteren Gattin ſich eigentlich an der Liebe für die ungleich höher begabte, ihm verwandtere Natur der Schweſter aufnährte; verehrt von den Beſten, befreundet mit den Würdigſten und Größten ihrer Zeitgenoſſen, glückliche Gattin und Mutter, glücklich im Sonnenglanze des Ruhmes, der ihren theuren Schiller umſtrahlte, — ſah ſie all dies Glück von dem ehernen Hammer des Schickſals Schlag auf Schlag zertrümmert, ſah ſie den Gatten, den einzigen Sohn, die Freude ihrer Seele, ſah ſie Schiller und Stolberg, die Schweſter, den Enkel, Goethe ſelbſt und Knebel, Karl Auguſt und Louiſe, alle Genoſſen ihrer Jugend und ihres Glückes vor ſich in die Gruft ſinken, ehe ſie die vierundachtzigjährige Greiſin ihnen am 11. Januar 1847 als die letzte folgen durfte.

In dem Leben dieſer Frau liegt eine der größten Herzenstragödien verborgen. Aber den Schlüſſel, der uns das volle Verſtändniß eröffnen konnte, hat ſie mit ſich hinab genommen unter den Hügel der ihre Hülle deckt. Der würdige Gelehrte und geiſtvolle Autor, deſſen Sorgfallt wir die Anordnung und Herausgabe der beiden Bände von Karoline von Wolzogens literariſchen Nachlaſſe verdanken, berichtet in der Vorrede, daß ein Theil ihrer Correſpondenz von der Verſtorbenen als der Vernichtung zu übergeben bezeichnet ſich vorfand, und ohne die Siegel zu löſen verbrannt wurde. Wer die vorhandenen Blätter aufmerkſam lieſ't, kann unſchwer errathen, welche Lebenszeugniſſe dadurch der Nachwelt

entzogen worden ſind. Aber auch etwas Anderes erfahren wir aus jener Vorrede. Der wichtigſte Theil dieſes Nachlaſſes ſind Briefe Schiller's. Es ſind zumeiſt ſeine Liebesbriefe aus den Jahren 1788 bis 1790, oder vielmehr die Briefe, welche er an beide Schweſtern zugleich gerichtet hat. Frau von Wolzogen hatte in ihrer Biographie Schiller's bereits ſelbſt Einiges aus dieſen Briefen mitgetheilt; aber ſie hat dabei eine in ihrer Art vielleicht einzige Fälſchung angewendet. Denn nicht nur, daß ihre Hand aus denſelben alle ſcharfen Ecken und ſchroffen Kanten von Schiller's Weſen und Ausdrucksweiſe zu ebnen und zu ſtumpfen, alles Herbe und Verletzende zu mildern oder durch Auslaſſung, ja Veränderung zu entfernen befliſſen war; ſondern es begegnen uns nach dem Bericht des Herausgebers unter dieſen Aenderungen auch ſolche, durch welche eins der merkwürdigſten pſychologiſchen Probleme im Leben und Charakter Schiller's der Welt vollſtändig zu verhüllen die Abſicht geweſen iſt. Der Herausgeber giebt uns darüber folgende andeutende Aufſchlüſſe. „Es läßt ſich nicht bergen, daß Frau von Wolzogen an jenen Briefen Schiller's das unſchuldigſte und liebenswürdigſte Falſum begangen hat, das wohl je in der Literatur begangen worden iſt. Man wird in den Briefen an die beiden Schweſtern das pſychologiſche Problem finden, im Reiche der Geiſter das durchzuführen, was die Volksſage vom Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt. In der Sicherheit ſeines hohen Geiſtes geht Schiller auf dieſer gefahrvollen Bahn mit der naivſten Bewußtloſigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtſein über die Art ſeiner nichtgetheilten, aber zwiefachen Liebe. Als nun Frau von Wolzogen, bereits hochbejahrt, in ihrem Leben Schiller's einige dieſer Briefe mittheilen wollte, mochte

dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieſer Menſchen ſich naturgemäß gelöſt hatte, — ihr in der Erinnerung fremdartig erſcheinen; ſie zog ſich gleichſam aus dieſen Briefen zurück und überließ der glücklicheren Schweſter die Ehrenſtätte, welche dieſer das Geſchick nachmals beſtimmt hatte. Man erkennt noch deutlich die Correctur der ſpäten zitternden Hand in Schiller's feſter, ſchöner Handſchrift, wie an die Stelle des Plural oder vielmehr des Duals der Singular geſetzt, und an beſonders leidenſchaftlichen Stellen die „Caroline" geſtrichen und eine „theure Lotte" zum damaligen Drucke eingeſchoben iſt.

Der Herausgeber des Nachlaſſes hat Recht gethan, die urſprünglichen Lesarten in dieſen Briefen überall wieder herzuſtellen. Denn Mittheilungen ſolcher Art können nur dann einen Werth für die Nachwelt haben, wenn wir ihrer Treue und Zuverläſſigkeit in allen weſentlichen Stücken gewiß ſein dürfen.

Schiller's Lebens- und Geiſtesentwickelung erſcheint auch dadurch in einem ſcharfen Gegenſatze gegen die Goethe'ſche, daß bei ihm die volle große Leidenſchaft der Liebe niemals in ihrem ganzen Umfange zu Blüte und Frucht gekommen iſt. Sei es mindere Begabung ſeiner Natur, die auch in ſeiner Liebesdichtung immer vorwiegend auf das Allgemeine gerichtet erſcheint, und die in ſeinen dramatiſchen Werken keine einzige zu vollem Leben entwickelte Frauengeſtalt zu ſchaffen vermocht hat, oder ſei es das Gewebe von Umſtänden und Verhältniſſen, welche das Leben der Menſchen und ſeine innere Entwickelung fördern oder hemmen — ſo viel iſt gewiß, gegen den Reichthum Goethe'ſcher, Lebens- und Liebeserfahrung iſt das Herzensleben Schiller's faſt arm zu nennen. Seine Stuttgarter Liebe, die er als Laura beſang, jene „gut-

müthige Hauptmannswittwe," von der uns Scharffenſtein erzählt, und deren Clavierſpiel ihm des „Chaos Rieſenarm," „den Schöpfungsſturm der Sonne" und ähnliche Unermeßlichkeiten vor die ekſtatiſche Seele führte, war in der Wirklichkeit kaum minder armſelig als Schiller's damalige äußere Umgebung überhaupt. Margaretha Schwan in Manheim, Lottchen von Wolzogen in Lauterbach waren wenig mehr als Anfänge der Neigung eines nach Liebe ſehnſüchtig verlangenden Herzens. Sein Verhältniß zur Frau von Kalb erſcheint einerſeits als Bedürfniß nach gebildetem weiblichen Umgange, den er bis dahin völlig entbehrt hatte; andererſeits nach Anlehnung an eine mütterliche Freundin, ein Bedürfniß, das dem aus der Heimath Vertriebenen ſich doppelt fühlbar machte. Nur einmal, ehe er die Schweſtern Karoline und Charlotte von Lengefeld kennen lernte, hatte die Gluth einer ächten großen Leidenſchaft zu jener ſchönen Dresdnerin Marie von Arnim ſeine ganze Seele entzündet. Und dieſe ſeine erſte und letzte leidenſchaftliche Liebe war unglücklich, weil ſie an einen ihrer nicht würdigen Gegenſtand verſchwendet wurde. Denn Marie von Arnim ließ ſich von ihrer ſelbſtſüchtigen und eiteln Mutter verleiten, mit dem Herzen und der Leidenſchaft des Dichters wie uns Karoline von Wolzogen in ihrer Darſtellung von Schillers Leben erzählt, ein leichtſinniges zu frevelhaftes Spiel zu treiben*) In der Griechin ſeines Geiſterſehers und in des Prinzen Liebe zu ihr hat Schiller wenige Jahre ſpäter ſeine eigene Leidenſchaft und ihren Gegenſtand zu ſchildern verſucht. Als er die Anfänge dieſes Romans im Jahre 1789 den beiden Schweſtern Lengefeld mittheilte, fühlte er ſich zugleich ge-

*) K. v. Wolzogen. Schillers Leben I, S. 220. ff.

drungen, ihnen, die sich mit jener Schilderung nicht befreunden konnten, zuzurufen (K. v. W. Nachlaß I. S. 246), daß es Fälle gebe, wo die Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Leidenschaft imponiren könne, daß ein Mensch, der wahrhaft liebe, so zu sagen aus allen Gerichtsbarkeiten heraustrete und unter eigenen Gesetzen stehe, in einem erhöhteren Sein lebe, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden seien.

Als Schiller zwei Jahre später Karoline von Wolzogen und ihre Schwester Charlotte von Lengefeld kennen lernte, waren alle drei im Innersten des Herzens krank an unglücklicher Liebe. Schiller litt noch an dem Weh jener bittersten Liebes-Täuschung seines Lebens. Lottchen Lengefeld hatte eben erst aus Vermögensrücksichten einem heimlich Verlobten entsagen müssen, und ihre Schwester lebte in unglücklicher Ehe, mit der Qual einer glühenden Neigung ihres späteren zweiten Gatten im Herzen, die sie selbst, wie es scheint, nur theilweise zu erwiedern vermochte.

Es gewährt einen eigenen Reiz, einen Geist wie Schiller durch alle Stadien dieses Verhältnisses zu begleiten. Er ist in der ersten Zeit der Bekanntschaft offenbar unklar über sich selbst, darum verhehlt er Jahre lang sogar dem vertrautesten Freunde Körner den eigentlichen Zustand seines Innern und den Gegenstand seiner Neigung. Er verschmäht selbst die Maske eines ans Frivole gränzenden Tones nicht, um das Geheimniß, das ihm selbst noch ein solches ist, vor den Augen des Freundes zu verbergen. Unter andern fällt in jene Zeit das merkwürdige Geständniß: „daß er seiner Natur nach in der Ehe mit einer geistig be-

deutenden Frau nicht glücklich ſeine könne.“ Eine ſolche Frau war aber Karoline von Wolzogen, und es leidet kaum einen Zweifel, daß auch ihr Schiller als das Ideal ihrer Seele erſchien, während er, wie ſeine Briefe an ſie bezeugen, eigentlich mit ihr und in ihr die minder bedeutende Schweſter liebte. Karoline entſchloß ſich zur Reſignation, ſie opferte ſich dem Glücke der Schweſter, während Schiller's Idealismus eine Liebe, die beide gleich umfaßte und keiner entzog was ſie der andern gab, ja ſogar eine vollkommene Lebensgemeinſchaft aller drei Betheiligten für möglich hielt, und als letztes Ziel ſeiner Wünſche hinſtellte! Wie die Welt und die Menſchen um ihn her ſich zu dieſem „himmliſchen Ideal ſeiner Liebe“ verhielten, das hatte er freilich oft und ſchmerzlich zu empfinden. In einer ſolchen Stimmung ſchwermüthiger Verdüſterung finden wir ihn oftmals auch in den nach ſeiner Verlobung geſchriebenen Briefen. „Ach,“ ruft er einmal aus (15. Novbr. 1789), in einem an beide Schweſtern gerichteten Briefe, „es iſt nur die Erinnerung an Euch, an die Seligkeit an Eurem Herzen, was mich gegen alle Erſcheinungen um mich her ſo unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menſchen und den Dingen den tiefen Abſtand nicht verzeihen, in welchem ſie zu dem himmliſchen Ideal meiner Liebe ſtehen. Und das ſie ſich doch eindrängen in unſern Kreis und uns an einer Glückſeligkeit hindern, die ſie nicht fähig ſind uns zu erſetzen, das macht mich heftig und bitter gegen Menſchen und Schickſal.“ Nur im Zuſammenleben, im geiſtigen Beſitze beider geliebten Freundinnen hofft er Verſöhnung mit der ihn umgebenden Welt, und „ein Daſein, das uns über alle Menſchen um uns her hinwegrücken wird.

Unſer himmliſches Leben wird ein Geheimniß für ſie bleiben, auch wenn ſie Zeugen davon ſind."

Dieſer ſelbe Brief iſt voll der intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die Art und Weiſe, wie Schiller ein der Natur der Liebe nach unlösbares Problem zu löſen ſich die Kraft zutraute. Seiner mehr proſaiſchen Verlobten wird bange geworden ſein bei dieſer Vermeſſenheit ihres künftigen Gatten. Sie fürchtet Beeinträchtigung durch einen ſolchen Dreiklang des Liebesverhältniſſes. Schiller beruhigt ſie darüber. Aber ſeine Gründe gegen ihre Beſorgniß ſind nichts als die Sophiſtik idealer Selbſttäuſchung. Er geſteht, daß Karoline ihm näher ſei im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer beiderſeitigen Gefühle und Gedanken. „Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünſchte nicht um Alles, daß dieſes anders wäre, daß Du anders wäreſt als Du biſt." Seine Lotte ſoll ſein Werk, ſoll der Schweſter durch ihn ähnlich werden! „Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und *mein* Geſchöpf mußt Du ſein." Er fühlt ſich glücklich in der ſüßen Sicherheit, daß er der Einen nicht entziehe, was er der Andern ſei und gebe. „Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter Euch, und immer liebevoller kommt ſie von einem zu dem Andern zurück, derſelbe Lichtſtrahl, derſelbe Stern, — nur *widerſtrahlend* aus verſchiedenen Spiegeln."

Indeſſen war es doch gut, daß die Probe, welche Schiller's Idealismus hiermit ſich und ſeiner Gattin ſtellte, durch die im Jahre 1794 erfolgte zweite Verheirathung Karolinens mit Schiller's Jugendfreunde, Wilhelm von Wolzogen abgekürzt wurde. Wir dürfen annehmen, daß die erſtere ſelbſt durch ähnliche Motive

zu dem Eingehen einer Verbindung bewogen wurde, die von ihrem ſpäteren Gatten ſeit Jahren leidenſchaftlich erſehnt, von ihrer Seite ohne volle Erwiederung ſolcher Leidenſchaft, wenn auch nicht ohne ſanfte Neigung geſchloſſen, ſich zu einem ruhig glücklichen Verhältniſſe geſtaltete*). —

Ganz nahe der Ruheſtätte Karolinens von Wolzogen ummittelbar an der Kirchhofsmauer, an welcher ſich die langen Reihen von Erbbegräbniſſen hinziehen, iſt ein eigenthümlich einſiedleriſches Grab zu ſchauen. Ein Dickicht von jungen Tannen, Platanen und Ebereſchenbäumen umſchließt und verſteckt den etwa ſechs Schritte breiten viereckten Platz, und macht zugleich einen niedrigen ſchlichten Holzzaun, der ihn umgiebt, völlig unſichtbar. Wenn man die Zweige zurückbiegt, erblickt man einen moſigen Felsblock, der die Mitte eines Halbkreiſes von aufeinander geſchichteten Feldſteinen einnimmt. Darunter ſchläft Knebel, der Einſiedler aus Weimars Glanzperiode, und dieſe Ruheſtätte, die Eremitage des Friedhofs von Jena, iſt bezeichnend für den Mann, der die rauhe Einſamkeit des Thüringer Waldgebirges von Ilmenau und die Abgeſchiedenheit Jena's über vierzig Jahre lang freiwillig dem Leben in dem Geiſt-ſtrahlenden Weimar vorziehen mochte. Wie ich höre, wird in dieſen Tagen ſein fünfzigjähriger Briefwechſel mit Goethe, von Riemer geordnet, herausgegeben werden, und ſicher eine werthvolle Bereicherung unſerer Kenntniß und Würdigung einer Periode deutſcher Kulturentwickelung gewähren, die ſobald nicht wieder ihres Gleichen haben wird.

---

*) Karoline v. Wolzogen literariſcher Nachlaß I. S. 32.

Jena, August 1851.

In der Nähe des „Paradieſes" liegt das Haus Knebels, des letzten Veteranen der glänzenden Periode Weimar's, der zuerſt von allen ſeinen Genoſſen Weimar, und als der letzte von ihnen die Welt verließ. Hier in der Einſamkeit ſeines kleinen, reizend gelegenen Beſitzes, den ſeine hochbejahrte Gattin noch jetzt bewohnt, hat er über ein Menſchenalter gelebt, ohne Luſt und Neigung zur Rückkehr nach dem verlaſſenen Hofleben von Weimar.

Was Knebel forttrieb von der gelobten Stadt und ihrem Muſenhofe, das ſpricht er deutlich genug an vielen Stellen ſeiner Briefe aus. Die Sehnſucht nach Ruhe, nach einem naturgemäßen Daſein, nach Abgeſchiedenheit von dem zerreibenden, ewig aufgeregten Hof- und Geſellſchaftsleben war es, die ihn zuerſt unter allen Genoſſen aus dem Kreiſe der Weimar'ſchen Jugendepoche in die grüne Einſamkeit von Ilmenau und Jena bannte, wo er, der älteſte jener Theilnehmer an der Glanzzeit Weimar's, ſie alle überleben ſollte.

Dazu kamen andere Verſtimmungen. Die franzöſiſche Revolution, welche die ganze Welt in zwei Heerlager ſpaltete, hatte auch in die Verhältniſſe des damaligen Weimariſchen Lebens einen

tiefen Riß gebracht. Auch in Weimar's bisher politiſch ſo unbefangenen Kreiſen ſtanden ſich ſeit dem Jahre 1789 zwei Parteien, oder doch zwei politiſche Anſichten, ſchroff gegenüber. Die eine, welche die ganze ungeheure Bewegung von Grund des Herzens verwünſchte und in Pauſch und Bogen verdammte; und die andere, welche die Größe, Wichtigkeit und Berechtigung der Revolution anerkannte, ja ſogar in Einzelnem ſich zu einem Enthuſiasmus hinreißen ließ, welcher jene Schiller-Goethe'ſchen Angriffe wenn nicht berechtigte, doch der Natur jener Männer nach herausforderte. Die Majorität, die fürſtlichen Perſonen, der Hof, Goethe, Schiller, Wieland u. a. gehörten der erſteren an. Auf Seiten der zweiten finden wir unter den Weimariſchen Größen beſonders Knebel und Herder. Aber wie frei und menſchlich hoch erhaben über den Erſcheinungen der Gegenwart tritt hier das Verhalten uns entgegen, welches die edle Herzogin Louiſe einem Manne wie Knebel und ſeiner ſchroffen politiſchen Meinungsverſchiedenheit gegenüber bewährte! Knebel hatte von Anfang an die franzöſiſche Revolution mit ächt hiſtoriſchem Sinne theilnehmend betrachtet, und kein Geheimniß aus ſeinem Antheile an dem Siege des neuen Prinzips gemacht. Dennoch entzog ihm weder der Fürſt, von deſſen Gnade ſeine materielle Exiſtenz abhing, ſeine Gunſt und Freundſchaft, noch deſſen Gemahlin ihr Wohlwollen. Erſt als Kaiſer Napoleon mit ſeinem Heere ganz Deutſchland bedrohte (um 1805), ſchreibt Herzogin Louiſe an Knebel, den ſie aus Ansbach nach Weimar zurückzukommen einladet', „daß ſie ſich zugleich ſchon im Voraus darauf freue, jetzt wenigſtens ſeine Geſinnungen für Frankreich verändert zu finden." „Denn jetzt iſt es doch in der That unmöglich, daß Sie dieſes Reich ſammt ſeinen Demokraten nicht ſeinem Schickſal

und ſeinen philoſophiſchen Träumen überlaſſen ſollten.“ Ein Fieberparoxysmus republikaniſch demokratiſchen Aufſchwunges', der nach wenigen Jahren mit einer Despotie wie die Bonaparteſche endete, und ein Frankreich das dieſem Despotismus zujauchzte und ſeinem Tyrannen die Füße küßte, waren allerdings geeignet auch bei andern Leuten als einer deutſchen Fürſtin die Sympathie für die franzöſiſche Nation zu ſchwächen und den Glauben an den Freiheitsberuf einer ſolchen Nation wankend zu machen.

Knebel und Herder befanden ſich von Anfang der Revolution an in einer politiſchen ecclesia pressa, zumal den fürſtlichen Perſonen von Weimar gegenüber. Ihre Briefe geben darüber manchen intereſſanten Aufſchluß. So ſchreibt Herder an Knebel im Herbſte 1790: „Die regierende Herzogin lebt nach ihrer alten ſtillen Weiſe, vielleicht mehr gegen Frankreich eingenommen als jemals; daher ich, wie der König David im neununddreißigſten Pſalm, mit mir einen Bund gemacht habe, zu ſchweigen und nicht mehr zu ſündigen mit meiner Zunge.“ Knebel ſeinerſeits war vielleicht in Weimar der Einzige, der die franzöſiſche Revolution über ein Menſchenalter hindurch nur als den Anfang einer großen allgemeinen Entwickelungsepoche der Europäiſchen Menſchheit betrachtete, der ſich in dieſem Urtheil niemals beirren ließ, und der ſelbſt das Elend und die Schmach, welche Napoleon, der untreue Sohn und Erbe der Revolution, zunächſt über Deutſchland verhängte, als wohlverdiente und heilſame Nothwendigkeit anſah, deren Eintreffen Herder, der den Gipfel damaliger deutſcher Schmach nicht mehr erleben ſollte, „oft genug prophezeit hatte.“*)

*) Knebel's Nachlaß 2, 395.

Knebel's Urtheil über die franzöſiſche Revolution und ihre welthiſtoriſche Bedeutung auch für Deutſchland wurzelte auf dem Boden einer richtigen Anſchauung von dem Elende der deutſchen Zuſtände und der Verſunkenheit des deutſchen Nationalcharakters. Unter ſeinen Gedichten finde ich nur drei politiſche, aber ſie ſprechen deutlich den tiefen Schmerz ſeiner Seele aus über die Erniedrigung des Vaterlandes. Das eine iſt betitelt:

Deutſchland,

Terra obedientiae.

(Land der Unterthänigkeit.)

Alſo benannte dies Land vor Zeiten der heilige Vater;
Deutſchland! bücke dich tief, daß du den Segen empfängſt.

Ein zweites Diſtichon ſpricht die Wirkung aus, welche das Gefühl, ein Sohn dieſer terra obedientiae zu ſein, auf ihn machte:

Große Menſchen ſind meiſt melancholiſchen Temperamentes,
Sagt Ariſtoteles. Du, Vaterland, macheſt uns groß.

Er ſelbſt betheiligte ſich öffentlich nicht an dem litterariſchen Kampfe, der ſich in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten und in dem erſten Luſtrum des neunzehnten Jahrhunderts über die Revolution erhob. Eine Aufforderung dazu im Jahre 1798 lehnt er mit den Worten ab: „Etwas Politiſches oder auch Politiſch-Moraliſches für uns Deutſche zu ſchreiben, finde ich ganz unwerth. Wir ſind hierin, d. h. in unſerm politiſchen Zuſtande, noch zu weit unter allen kultivirten Nationen, als daß dieſer Zuſtand einen philoſophiſchen Ausdruck auch nur aushalten könnte."

Was das heißen will, lehrt uns ein Klageruf Herder's, der ſeinem Freunde Knebel klagt, daß er mit ſeinen „Ideen“ nicht aus und ein wiſſe, weil er ſich überall gehemmt empfinde durch politiſche Rückſicht: „Ich habe,“ ſchreibt er, „wieder weggeworfen, was ich geſchrieben habe, und doch kann ich nichts Beſſeres ſchreiben. Die Rückſichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weiſe. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geſchichte bleibt doch, — was er iſt, für die beeinträchtigte Menſchheit.“ Und das war noch vor der Zeit des Sündenfalles, vier bis fünf Jahre vor der Revolution von 1789!

Was aber Knebeln vornämlich zurück hielt, ſich öffentlich gegen die Art und Weiſe auszuſprechen, in welcher ein Wieland und ſeines Gleichen damals im Merkur Weimariſche Weltpolitik gegen Frankreich trieben, das ſieht man am beſten aus einem Briefe, in welchem er einen Freund bittet, den guten, aber ſchwachen und aus Schwachheit ſogar „politiſche Mantelträgerei“ übenden Wieland von ſeiner politiſchen Schreiberei abzubringen. „Zu Anfang der Revolution“ (ſchreibt er 1798) „mag es erlaubt geweſen ſein, Manches auf dieſe Art zu raiſonniren und zu deraiſonniren und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden ſollte, es mit Fabeln und Geſchichten voriger Zeiten zu vergleichen. Aber jetzt erwartet man von einem Manne wie Wieland tiefere Blicke, allgemeinere Reſultate, nach den Angaben und Fortſchritten, die wirklich der menſchliche Geiſt vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moraliſchen wie in chymiſchen Dingen durch eine Veränderung des Prozeſſes und Hinzuthat neuer Materialien auch einen ganz veränderten Zuſtand hervorbringen. Wir Andern,

die wir noch das Brod der kleinen Fürſten Deutſchlands eſſen, ſollten von politiſchen Dingen lieber ganz ſchweigen. Erſtlich ſieht man uns den bornirten Horizont gar zu ſehr an, und dann ſpürt man doch immer etwas von der unterthänigen Nachſchleicherei." Und dann ein andermal: „Des politiſchen Gewäſches von Wieland bin ich ſatt; und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt, die ich kenne, und dabei doch das weiſe Anſehn, das man ſich giebt, ſo erweckt das Gefühle, die eben nicht die angenehmſten ſind." — Ich will nicht dafür ſtehen, daß Knebel und Herder es waren, welche damals an den guten Wieland jenes anonyme Verbot veranlaßten, die Fortſetzung ſeiner Geſpräche im Merkur drucken zu laſſen. Goethe gedenkt in einem Briefe an Schiller dieſes demokratiſchen Vehmgerichts als einer der luſtigſten Begebenheiten des Zeitalters, und beſchreibt ſehr heiter die Wirkung, welche dies Verbot auf „den armen Verfaſſer des goldenen Spiegels" machte, an deſſen ariſto-demokratiſchen Produktionen ohnehin Niemand recht Antheil nehmen wolle.*) Goethe, der dieſe Sache komiſch nahm drückte ſich doch ſehr heftig und bitter aus gegen alles, was damals im liberalen Sinne in Deutſchland geſagt und geſchrieben wurde, und die Forderung der Preßfreiheit, welche um dieſe Zeit Genz an den jungen König von Preußen richtete, erſchien ihm der Gipfel demokratiſchen Schwindels. Knebel fühlte und dachte anders. „Die Demokratenſpürerei," welche damals auch in Wei-

*) Scherr (Schiller und ſeine Zeit S. 551—552) führt überhaupt Schillers zeitweiligen Rückzug von dem politiſchen Gebiete auf den Einfluß Goethe's und der engen Weimariſchen Zuſtände zurück.

war herrſchte*), freute er ſich in Ansbach und Nürnberg, wohin er ſich 1797 zurückgezogen hatte, nicht zu finden. Und wie richtig er erkannte, was Deutſchland Noth thue, dafür zeugt eine andere Briefſtelle (um 1798). Es war um die Zeit des Raſtatter Congreſſes, wo, wie er ſagt, „die Franzoſen einen ſo richtigen Takt hatten für die deutſche Verächtlichkeit und Selbſterniedrigung.“ Wieland, mit dem Monarchismus liebäugelnd, bildete ſich in ſeinem Merkur „ein neues Ideal von Monarchen zur Erhaltung der alten Ordnung der Dinge, wie keiner jemals geweſen iſt und alſo auch wohl ſchwerlich jemals werden wird.“ „Unſere Herren in Raſtatt dagegen“, fährt Knebel fort, „arbeiten indeß ſorgfältiger daran, dieſe alte Ordnung der Dinge mehr und mehr verſchwinden zu machen, und den Franzoſen den Weg dazu zu erleichtern. Wir müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, ſich ſelbſt gewiſſermaßen abſetzen zu können, — dann könnte vielleicht ſo Etwas noch beſtehen.“ Weder „der gute Kaiſer, noch der brave junge König in Preußen“ ſeien dazu die Leute. Es ſei alſo ſehr wahrſcheinlich, daß wenigſtens der größte Theil des ſüdlichen Deutſchlands noch in Zukunft ſchweizeriſirt werden dürfte. Ihn irrte es nicht, daß Napoleon ſeinen Kaiſerthron auf dem wankenden Boden Frankreich errichtete. Sein Blick ſah weiter hinaus in die Zukunft und glaubte auf Frankreichs noch immer nicht ganz unterdrückt republikaniſche Freiheitsliebe“ Hoffnung ſetzen zu dürfen. „Es wohnt (ſchrieb er 1803) noch ein alter Samen von ganz republikaniſcher Freiheit in Frankreich und der kann leicht wieder

*) Nachlaß 3, S. 26.

lebendig werden. Auch in Deutſchland wird es noch anders.“ An Napoleon, den er am Tage der Schlacht bei Jena bewirthete*), wurde er gleichfalls nicht irre, und wir wiſſen, daß ſich Goethe in ſpäteren Jahren zu ſeiner Anſicht bekehrte. Als dann das Genie des Despotismus gefallen war, und an Knebeln die Einladung Luden's erging, an ſeiner Nemeſis mitzuarbeiten, da gab der Greis ihm eine Antwort, die allein ſchon hinreichte die politiſche Ueberzeugungstreue dieſes alt-Weimariſchen Republikaners in partibus zu bezeugen. Er ſah über den patriotiſchen Enthuſiasmus des nationalen Befreiungsjubels hinaus auf die Weltentwickelung der Menſchheit, die nach Jahrhunderten zählt. „Die franzöſiſche Revolution,“ ſagt er, „war — die Revolution der Menſchheit, nur brach ſie an dem wundeſten und leichtentzündbarſten Flecke aus. Was Wunder, daß ſie da ſchnelle und große Entzündbarkeit erregte. Das Volk war nicht im Stande, die Wunden zu ſtillen, noch weniger ſie aus dem Grunde zu heilen. Man ſuchte alſo Hülfe in Pflaſtern, wovon jedoch keins die erwünſchte Befriedigung gab.“ Napoleon ſei der geſchickte und kecke Wundarzt geweſen, „der ſich ſchon während der langen Krankheit des Staats ziemlich verſucht hatte, und nun bei dieſem verzweifelten Zuſtande an dem corpore miserabili ſeine Erfahrungen anbrachte. Der Körper wurde ſo taliter qualiter hergeſtellt, und ſein Talent und ſeine Gaben allgemein geprieſen. Schade nur iſt es, daß dieſer Wundarzt, deſſen Einſichten und Gaben nicht genug zu bewundern ſind, auf den Einfall kam, da er die andern, nicht minder kranken und elenden Staatskörper vor ſich liegen ſah, ſie auf

*) Nachlaß 3, S. 105.

gleiche Art zu heilen, und zuletzt sie als — sein Eigenthum für sich zu behalten."

Was aber die Befreiungskämpfe und ihr Resultat für das deutsche Volk anlangt, so hat Knebel dasselbe in dem Distichon niedergelegt, welches lautet:

Riese ging mit dem Zwerg hinaus den Drachen zu tödten.
Riese schlug ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.

Knebel war einer der wenigen Deutschen jener goldenen Litteraturperiode, auf dem schon während der höchsten Blüte derselben das Gefühl der Unzulänglichkeit dieser exklusiven theoretischen Kultur, gegenüber der allgemeinen politischen Erniedrigung des Volks lastete, dem obenein von jener Kultur fast nichts zu Gute kam. Kant hat oft gesagt: „er kenne kein abscheulicher Leben als unter bloßen Gelehrten." „Dies Dictum," setzt Knebel hinzu (1797), „haben wir in Weimar fast wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe etwas zu gelten, hier und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein weder von oben, noch neben, noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, mich unter diesen Umständen nur nicht in Weimar weiter fortleben zu lassen. — — Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu suchen, denn allem Anscheine nach werden die Umstände beschwerlicher."

Und er suchte und fand diese „Höhle" in seinem lieben Thale zu Ilmenau und Jena, und blieb ihr treu, bis sie den Neunzigjährigen hinaustrugen auf den Friedhof, wo uns, versteckt unter dichtem Busch- und Rankenwerk, von der Wand der Kirchhofsmauer der Name:

zuruft, daß unter dem Raſen zu unſern Füßen eins der edelſten und freieſten Menſchenherzen ruht, welche jene Zeit von Weimar aufzuweiſen hat.

Knebel ſelbſt ſagt es uns wiederholt, daß er unter ſeinen Weimariſchen Genoſſen zur Zeit der franzöſiſchen Revolution mit ſeinem politiſchen Urtheil über dieſelbe ſehr allein ſtand. „In Weimar (ſchreibt er 1797) hat man über politiſche Sachen gar kein Urtheil, und es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß in gewiſſen Stücken unter den Gelehrten in Deutſchland gerade die wenigſte Aufklärung herrſcht.“ Die deutſchen Gelehrten mögen ſich an ihn halten für das Epigramm, welches er ihnen gewidmet hat. Es lautet:

Der Gelehrte.

Gleich dem Arme von Holz, der Andern zeiget die Straße,
Die er ſelber nicht kennt, nie zu durchwandeln begehrt,
Steh ich und zeige den Weg zu Wiſſenſchaft, Tugend und Ehren,
Steif iſt mein Arm und er ſteht Jedem, der Richtung ihm giebt.

Jena, im August 1851.

Die so eben erschienenen Denkwürdigkeiten des verstorbenen Kanzler v. Müller*), leider nur ein Fragment der von dem ausgezeichneten Staatsmanne vorbereiteten Lebenserinnerungen, — geben unter anderm auch den ersten vollständigen Aufschluß über das Zusammentreffen der beiden größten Menschen des Jahrhunderts, über die Zusammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt am 2. October des Jahres 1808.

Wie bedeutend selbst den stolzen Franzosen diese Begegnung erschien, erhellt wohl am besten daraus, daß Talleyrand in jener Zeit den Wunsch an Müller richtete, ihm ein Memoire über die Unterredungen Napoleons mit Goethe und Wieland in jenen Tagen zu entwerfen, ein Verlangen, dem der gewandte Deutsche geschickt auszuweichen wußte. Goethe selbst konnte erst wenige Jahre vor seinem Tode durch den Kanzler Müller dazu vermocht werden, eine immer noch sehr lakonische Notiz über seine Unterredung mit

*) Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

dem Gewaltigen nieder zu ſchreiben,*) die im zwanzigſten Bande ſeiner nachgelaſſenen Werke, dem ſechszigſten der Geſammtausgabe, ſich gedruckt findet. Dieſe Niederſchrift hat nun der ſeit dem 21. October 1849 gleichfalls dahingeſchiedene Freund des Dichters aus deſſen mündlichen Mittheilungen ergänzt, und wir erfahren bei dieſer Gelegenheit denn endlich auch, was es eigentlich mit jenem äſthetiſch-kritiſchen Urtheil Napoleon's über Goethe's Werther auf ſich hatte, welches der Dichter, aus wunderlicher Luſt am Geheimniß, ſelbſt ſeinen Vertrauteſten vorenthielt, und um das ihn noch in ſeinen letzten Jahren ſein Eckermann vergeblich befragte. In der That iſt die Aeußerung Napoleon's gerade eine ſolche, welche dem kritiſchen Scharfſinne des Helden zur großen Ehre gereicht.

Es war in jenen verhängnißvollen Octobertagen des Jahres 1808 zu Erfurt, wo Talma „vor einem Paterre von Königen“ ſpielte, und der wachthabende Offizier einſt bei der Anfahrt des Königs von Württemberg den, nur für die beiden Kaiſer beſtimmten dreimaligen Trommelſchlag der Wache mit einem heftig dazwiſchen fahrenden: Taisez vous, *ce n'est qu'un roi!* verſtummen machte, — es war in jenen Tagen tiefſter Demüthigung des Stolzes der deutſchen Fürſtenhoheit, daß der Stolzeſte der Stolzen dem deutſchen Dichterfürſten ſeine Huldigung darbrachte. Nicht Goethe war es, der ſich an Napoleon drängte; ſondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Goethe's Anweſenheit in Erfurt gehört, als er ihn ſogleich am 21. October zu ſich einladen ließ. „Die

*) Im Jahre 1824. (S. Müller's Unterhaltungen mit Goethe S. 80—81.)

Audienz, ſagt Müller, dauerte eine volle Stunde.“ Und das war in einer Zeit, in der Könige und Fürſten oft vergebens um wenige Minuten Gehör bei dem Gewaltigen bitten mußten, der in dieſem Augenblicke auf dem Höhenpunkte ſeiner Macht ſtehend, gerade in dieſen Tagen die Angelegenheiten Europas vom Tajo bis zum Pregel und von der Meerenge Siziliens bis zu dem Dünenſtrande der Nordſee entſchied und ordnete.

„Ich hatte, erzählt der Kanzler v. Müller, Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da ſeiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieſer Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiſerliche Kabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu. Der Kaiſer ſaß an einem großen runden Tiſche, frühſtückend. Zu ſeiner Rechten ſtand Talleyrand, zu ſeiner Linken Daru, mit dem er ſich zwiſchendurch über die preußiſchen Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe'n, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerkſam betrachtet hatte, nach ſeinem Alter. Als er erfuhr, daß er im ſechszigſten Jahre ſtehe, äußerte er ſeine Bewunderung, ihn noch ſo friſchen Anſehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerſpielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, ſich näher über ſie auszulaſſen und überhaupt Goethe's dichteriſche Werke zu rühmen, namentlich auch ſeine Ueberſetzung von Voltaire's Mahomet. „Das iſt kein gutes Stück,“ ſagte der Kaiſer, und ſetzte umſtändlich auseinander, wie unſchicklich es ſei, daß der Weltüberwinder von ſich ſelbſt eine ſo ungünſtige Schilderung mache. Werther's Leiden verſicherte Napoleon, ſiebenmal geleſen zu haben (bekanntlich fand ſich dieſes Werk nach Bourienne unter den wenigen Büchern, welche Bonaparte auf ſeinem Zuge

nach Aegypten mitnahm). Zum Beweiſe ſeiner Kenntniß dieſer Dichtung machte er ſofort eine tief eindringende Analyſe des Romans, wobei er jedoch an gewiſſen Stellen eine Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenſchaftlichen Liebe tadelte. „Das iſt nicht naturgemäß und ſchwächt bei dem Leſen die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluß, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“

„Goethe (fügt hier der Erzähler hinzu) fand die weitere Begründung dieſes Tadels ſo richtig und ſcharfſinnig, daß er ihn ſpäterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunſtverſtändigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Nath gearbeiteten Aermel ſehr bald die fein verſteckte Nath entdeckt.

Dem Kaiſer erwiederte er: es habe ihm noch Niemand dieſen Vorwurf gemacht, allein er müſſe ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter jedoch dürfe zu verzeihen ſein, wenn er ſich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunſtgriffes bediene, um eine gewiſſe Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem natürlichem Wege nicht hervorbringen könne.

Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache, ſehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragiſche Bühne mit der größten Aufmerkſamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des franzöſiſchen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schickſals-Tragödien mißbilligte er alle höchlich. „Sie haben einer dunklen Zeit angehört — was will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal!“

Hierauf ſprach er lange mit Daru über die Contributions-

angelegenheiten, während deſſen der Marſchall Soult eintrat, den der Kaiſer ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Poſen anſprach. Auf einmal ſtand Napoleon auf, ging auf Goethe zu, und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und ſeinen Verhältniſſen zu den verſchiedenen Perſonen des herzoglichen Hauſes. Die Antworten, die er erhielt, überſetzte er ſich ſogleich, nach ſeiner Weiſe, in entſchiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerſpiel zurückkommend, ſagte er: „Das Trauerſpiel ſollte die Lehrſchule der Könige und der Völker ſein, das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie zum Beiſpiel, Sie ſollten den Tod Cäſar's auf eine vollwürdige Weiſe ſchreiben, großartiger als es Voltaire gethan. Das könnte die ſchönſte Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Plane auszuführen. Kommen ſie nach Paris, ich fordere es durchaus von ihnen. Dort giebt es größere Weltanſchauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“

Jedesmal, wenn er über Etwas ſich ausgeſprochen hatte, ſetzte er hinzu: »Qu'en dit Monsieur Goet?«

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiſer bedeutſam zu Berthier ſagen! »Voilà un homme!«

Der Kanzler v. Müller erzählt dann noch weiter, wie Goethe lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieſer Audienz beobachtet, ja wie er ſelbſt den Fragen ſeines Herzogs über den Inhalt der Unterredung auf geſchickte Weiſe auszuweichen verſtanden habe. Zum Theil lag dieſes Geheimnißweſen in Goethe's Charakter. Er liebte es Verſtecken zu ſpielen, und ſelbſt in kleineren

Anläſſen die Leute mit ihrer Neugier über gewiſſe Dinge in fortdauernder Unwiſſenheit und Spannung zu laſſen. Aber dieſer Charakterzug erklärt doch ebenſowenig als Goethe's „Beſcheidenheit und Delikateſſe," welche Müller hier als Gründe anführt, das räthſelhafte Schweigen des Dichters. Wahrſcheinlicher iſt, daß die Aeußerungen Napoleons, welche ihm, wie Müller ſagt, „einen mächtigen Eindruck hinterließen," ihn in einen der tiefſten Punkte ſeines Weſens trafen, daß ſie das Dämoniſch-Titaniſche ſeines Geiſtes und mit ihm allerhand Entwürfe und Betrachtungen wunderbarer Art über ſein eigenes Schickſal als deutſcher Dichter wach riefen. Ihm hatte ſeine Nation nichts entgegengebracht, keinen nationalen Heros, keine nationale Großthat, keine nationale Geſchichte. Hier ſtand ihm der größte Held der modernen Welt gegenüber, und dieſer Held — war der Beſieger ſeines Vaterlandes, der perſönliche Feind ſeines fürſtlichen Freundes! und dieſen ſelben Helden ſah ſich Goethe gedrungen bewundernd zu verehren! Dazu kam die Aufforderung: nach Paris zu kommen, um dort, „von einer größern Weltanſchauung umgeben, die höchſte poetiſche Aufgabe ſeines Lebens auszuführen."

Soviel iſt gewiß, und Müller beſtätigt es uns, daß dieſe Einladung Napoleons Goethe'n lange Zeit hindurch lebhaft beſchäftigt hat. „Er fragte mich (heißt es in den Erinnerungen Seite 241) mehrmals nach dem ungefähren Betrage des Aufwandes, den es wohl erfordern würde, nach den verſchiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. ſ. w. Später mochte ihn wohl die Erwägung mancher nicht zu beſeitigenden Unbequemlichkeit in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben."

Goethe hat bekanntlich Paris nie geſehen. Wie hoch er aber für einen nationalen Dichter den Vortheil anſchlug, in ſolchem Mittelpunkte der modernen Bildung zu leben, und von dem dort konzentrirten Volksgeiſte getragen, empfangend zu geben, gebend zu empfangen, das hat er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, im Hinblick auf die traurige Vereinzelung der Geiſter in Deutſchland, gegen ſeinen treuen Eckermann klagend ausgeſprochen.'

Als der Herzog von Weimar während jener Erfurter Tage Napoleon nebſt all den verſammelten Fürſten nach Weimar zu einem Feſte zu laden ſich genöthigt ſah, beauftragte er Goethe'n, etwas auszuſinnen zur Verherrlichung dieſer für Weimar ſo merkwürdigen als bedeutungsvollen Tage. Goethe gab auch wirklich, wie Müller erzählt, mehrere höchſt großartige Vorſchläge. Theils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erſchienen ſie in der That zu gigantiſch. Man ſieht auch hieraus, wie in der Seele des Dichters jener Eindruck der erſten Begegnung mit dem Manne des Jahrhunderts noch nachdröhnte. Napoleon hatte mit ihm noch einmal eine längere Unterredung während des Balles, den der Herzog im Saale des Weimar'ſchen Schloſſes veranſtaltet hatte. Wieder war es die tragiſche Kunſt, welche den Gegenſtand der Unterhaltung bildete. Napoleon ſprach ihm ſein lebhaftes Intereſſe an Veredlung der tragiſchen Kunſt aus. Er wiederholte dabei, „daß man das Trauerſpiel nicht nur für die würdigſte Schule der Fürſten und Staatsmänner achten müſſe, ſondern daß es in gewiſſer Hinſicht ſelbſt weit über der Geſchichte ſtehe." Schwerlich wußte er, daß er damit die Anſicht des erſten und

tiefſten Denkers über die Tragödie, das Ariſtoteliſche: „Die Tragödie iſt gedankentiefer und erhabener als die Geſchichte," ausſprach.

Ich hatte in der letzten Zeit in irgend einem aus der Weimarſchen Bibliothek entliehenen Buche, deſſen ich mich durchaus nicht mehr erinnern kann, zu meinem Erſtaunen geleſen, daß einige preußiſche Offiziere in jenen Tagen dem Kaiſer heimlich nach dem Leben getrachtet. Als Napoleon nach der vom Herzog auf dem Schlachtfelde von Jena veranſtalteten Jagd am 7. October 1808 im Wagen nach Weimar zurückkehrte, hätten ſie ſich in dem Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen poſtirt gehalten, und nur der Umſtand, daß ein preußiſcher Prinz — ich glaube, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon geſeſſen oder an ſeiner Seite neben dem Wagen geritten, habe die Verſchworenen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiſer abzufeuern. Jetzt erſehe ich aus den Müller'ſchen „Erinnerungen," daß der Sache wirklich ein Thatſächliches zum Grunde liegt. Napoleon hatte bekanntlich ſeine franzöſiſche Schauſpielertruppe von Erfurt nach Weimar kommen laſſen, um dort Voltaire's Tragödie la mort de César aufzuführen. Man ſieht, daß er den gegen Goethe geäußerten Gedanken nicht aus den Augen verloren hatte, und daß er durch die ſeltſame Wahl gerade dieſes Stückes den größten deutſchen Dichter wieder an jenen Gedanken und an die daran geknüpfte Aufforderung, daſſelbe Süjet würdiger zu behandeln, erinnern wollte. Müller erzählt nun ausführlich, wie bei den Worten Cäſars gegen Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt:

Je les aurais punis, si je les pourrais craindre;
Ne me conseillez pas de me fair haïr.
Je sais combattre, vaincre, et ne sais point punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence!

ein elektriſcher Funke mächtig alle Zuſchauer durchzuckte. Dann fügt er am Schluſſe der Erzählung hinzu: „Hatte die Aufführung des franzöſiſchen Trauerſpiels la mort de César immerhin etwas ſeltſam Ominöſes gehabt, ſo mußte es auf diejenigen, welche perſönlich dieſen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erſchütternden Eindruck machen, als ſie erfuhren, wie wenig gefehlt hätte, daß dieſe Aufführung wirklich zum größten Trauerſpiele der neueren Weltgeſchichte geworden wäre. Es hatte ſich nämlich ein kleine Anzahl verwegener preußiſcher Offiziere, das Unglück und den troſtloſen Zuſtand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Haſſe gegen deſſen Unterdrücker erfüllt, verſchworen, den Kaiſer Napoleon bei ſeinem Heraustreten aus dem Theater zu erſchießen. Sie hatten die Localität auf's genaueſte erkundet, Voranſtalten zu eiliger Flucht nach vollbrachter That getroffen (das hat Staps ſpäter nicht gethan), und ſich zum größten Theile in Weimar unbemerkt verſammelt, als noch im letzten Momente einer der Mitverſchworenen ausblieb. Sei es, daß dieſer Umſtand die Uebrigen erſchreckte, oder daß ſie Reue empfanden; genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen ſo grauſiger That unmittelbar und zunächſt für Weimar nach ſich gezogen hätte, iſt kaum zu ermeſſen."

Jena, 10. August 1851.

Gestern bestiegen wir den Landgrafenberg auf dessen Höhe Napoleon in der Nacht vor der Jenaer Schlacht inmitten seiner Garden bivouakirt hatte nachdem er seine Geschütze durch die unwegsamen Schluchten auf die von den Preußen unbesetzt gelassene wichtige Position dieses alle Wege beherrschenden Hochplateau's hinaufgeschafft hatte. Hier auf derselben Stelle, wo er drei Jahre zuvor Preußen vernichtet hatte, wurde ihm zu Ehren die zuvor erwähnte Jagd — es war eine „Hasenjagd"(!) — veranstaltet, weil der Uebermüthige gewünscht hatte, dem Kaiser von Rußland und den übrigen Königen und Fürsten, welche zu Erfurt seinen Hofstaat bildeten, das Siegesfeld zu zeigen und zu erklären! An der Stätte wo damals sein Zelt gestanden hatte war ein Tempel mit Säulen und zwei Altären hergerichtet, dessen Eingangspforte der Jenaer Professor Eichstädt mit folgendem lateinischen Akrostichon geschmückt hatte, das lateinisch verfaßt in seinen Buchstaben die Jahreszahl 1808 zeigte:

Praesentes DIVos nVnC prIsCa ThVrIngIa IVnXIt
En noVVs attonItos IVnget aMor popVlos.

Das heißt etwa zu deutsch:

Wie hier die Höchsten der Welt das alte Thüringen vereinigt,
So schlingt Liebe hinfort fest neu um die Völker das Band.

Wir wiſſen jetzt, was aus dieſer akademiſchen Schmeichelprophezeiung geworden iſt, die mir ein achtzigjähriger Greis mittheilte, der ſie als Jenaer Student ſich abſchrieb*). Derſelbe war Augenzeuge des auf dieſer Stelle veranſtalteten Haſenjagdſchauſpiels, mit dem der boshafte Uebermuth des Siegers es angemeſſen fand ſeinen zu Boden geſchmetterten Gegner zu verhöhnen. Es fehlte nur noch, daß er den König von Preußen gezwungen hätte, dieſem Jagdvergnügen beizuwohnen! Bezeichnend aber für die Stimmung der damaligen Menſchen iſt es, daß Niemand an dieſer grauſamen Verhöhnung und Erniedrigung Preußens und Deutſchlands Anſtoß nahm. Der Landgrafenberg ward ſeitdem vielmehr zum „Napoleonsberge" umgetauft, und Goethe ſchickte ſeinem Freunde, dem Preußen Zelter, einige Wochen ſpäter einen Kupferſtich mit der Abbildung der Oertlichkeit, wobei er hinzufügte: „Der Punkt wo der Tempel ſteht iſt der fernſte, wohin diesmal Napoleon gegen Nordoſt gekommen iſt. Wenn Sie uns beſuchen, ſo will ich Sie auch auf den Fleck ſtellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutet." Ich finde nicht, daß der Preuße Zelter die Ausſicht auf dies Vergnügen mit Entrüſtung von ſich gewieſen hätte.

Dies führt mich auf die Stellung, welche Goethe überhaupt Napoleon gegenüber eingenommen hat. Doch dieſe Betrachtung verdient ein beſonderes Kapitel.

*) Der Archivrath Chr. Walther in Gotha.

Goethe's Beurtheilung Napoleon's.

Die Stellung, welche der größte deutſche Dichter während ſeines ganzen Lebens zu Napoleon und zur Beurtheilung dieſes Genie's der Gewalt genommen hat, iſt nicht nur für ſeine Widerſacher Gegenſtand heftiger Angriffe, ſondern ſelbſt für viele ſeiner Verehrer ein betrübender Stein des Anſtoßes geweſen. Es lohnt daher wohl der Mühe, einmal gründlich nachzuſehen, in wiefern und in wie weit die Empfindung und das Verhalten der einen wie der andern berechtigt war und iſt, und ob es nicht vielleicht richtiger ſein dürfte, ſtatt Goethe's Sympathie und Bewunderung für den gewaltigen Bedränger und Unterdrücker Deutſchlands einfach zu verdammen oder ungenügend zu beſchönigen, lieber aus dem Weſen und der Natur des Dichters ſelbſt das Verhalten desſelben objektiv zu erklären und in ſeiner bedingten Berechtigung nachzuweiſen.

Goethe und Napoleon! Ein ſtärkerer Gegenſatz ſcheint kaum denkbar. Hier der Mann des Friedens, wie er ſelbſt ſich nannte, der Todfeind des Krieges und ſeiner Barbarei, der ausſchließliche Freund „ruhiger Bildung" der Menſchheit zum Schönen und Guten durch die Mittel und Künſte des Friedens; dort der fleiſchgewordene Kriegs- und Schlachtengenius, deſſen Lebenselement die

Werke des männermordenden länderverwüſtenden Ares, deſſen ganzes Leben ein ſteter Kampf war gegen alle Ideen und deren Vertreter, und deſſen einziger Lebenszweck ſein Ich und die Ausbreitung ſeiner Herrſchermacht, die Erhebung ſeines Willens zum Regulator Europa's und der Welt! Wie war es möglich, daß Goethe Sympathie und Bewunderung empfinden konnte für Napoleon? Und doch iſt dies Verhältniß eine unbeſtreitbare Thatſache, und von Goethe ſelbſt in zahlreichen Aeußerungen bezeugt. Bei ſeinem Widerwillen gegen die blutdürſtige franzöſiſche Revolution, welche ihm die Welt des Beſtehenden in Trümmern zu zerſchlagen drohte, und bei ſeiner eigenartigen Natur, zufolge deren er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe lieber eine Ungerechtigkeit begehen als chaotiſche Unordnung ertragen mochte*) erſchien ihm zunächſt die Uſurpation der Kraft über das anarchiſche Chaos der Revolution durch Napoleon als eine rettende That. Dazu imponirte ihm das ununterbrochene Sieghafte in der aufſteigenden Laufbahn des Bändigers der Revolutionshydra, der wie Goethe ſich gegen Zelter im März des Jahres 1806 ausdrückt, „ſagen konnte, an welchem Tage er kommen, ſehen und ſiegen wolle.“ Sehen wir genauer zu, ſo finden wir, daß es eben das Naturbeſtimmte der Ueberkraft in der gewaltigen Erſcheinung Napoleon's war, was ihm Bewunderung abnöthigte. Sein Timur, den er im weſtöſtlichen Divan ausrufen läßt:

„Wie? Ihr mißbilliget den kräftigen Sturm
Des Uebermuths! verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich beſtimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geſchaffen —

*) Werke 30, S. 321.

iſt kein andrer als Napoleon, der moderne Welteroberer und Weltverwüſter.

Es iſt ein alter Satz, daß es die Gegenſätze ſind, welche einander anziehen. Dieſe Wahrheit beſtätigt ſich in dem Verhalten Goethe's zu Napoleon. Es war grade dasjenige was ſeinem eignen Weſen fehlte, was wir ihn in dem Weſen und der Begabung ſeines Antipoden vorzugsweiſe bewundern ſehen. Er ſelbſt hat ſich darüber in ſeinen Unterhaltungen mit Eckermann wiederholt ausgeſprochen. Schon daß Napoleon „die Welt wie ein Virtuos ſein Inſtrument behandelte" mit einer Leichtigkeit, die jedem Zuſchauer wunderbar und unbegreiflich erſcheinen mußte — dieſe „Facilität," das ſichere Kennzeichen eines großen Talents, die der Dichter ſelbſt auf ſeinem Gebiete ebenfalls beſaß, war Gegenſtand ſeiner Bewunderung. Weit mehr aber imponirte ihm an dem Gewaltigen jene nie mangelnde Entſchiedenheit ſeines Wollens und Thuns die er ſelber in ſich vermißte. Daß Napoleon „zu jeder Stunde derſelbige war, vor einer Schlacht, nach einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, immer auf feſten Füßen ſtehend, immer klar und entſchieden, was zu thun ſei, immer in ſeinem Elemente, jedem Augenblicke und jedem Zuſtande gewachſen" — darin vor Allem fand er die bewundernswürdige Größe dieſes Gewaltheros, dieſes „Compendiums der Welt," wie er ihn wohl zu nennen liebte. In dieſem „Angebornen der Natur" ſtand ihm Napoleon unerreichbar dar. Er pflegte es auch wohl als die Sicherheit einer „fortwährenden Erleuchtung" zu bezeichnen, durch welche Napoleon vor allen andern Sterblichen ausgezeichnet geweſen ſei, während die Menſchen meiſtens über ihr

Wollen und Nichtwollen im Dunklen tappten. „Da war der Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entſchieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man wohl ſagen, daß er ſich in einem Zuſtande fortwährender Erleuchtung befunden, weßhalb auch ſein Geſchick ein ſo glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht ſah und auch vielleicht nach ihm nicht ſehen wird." *)

Man ſieht: Goethe betrachtete die dämoniſche Erſcheinung wie der Naturforſcher ein Naturphänomen, und zugleich wie der Dichter, der das Gewaltige in ſeiner Erhabenheit auffaßt, ohne an ſittliche Zwecke und Abſichten moraliſcher Art zu denken. Ja, er ſpricht das Letztere offen aus in ſeiner Charakteriſtik einer Schrift des preußiſchen Militairſchriftſtellers, des Oberſten von Maſſenbach der bei dem Ausbruche des Krieges von 1806 ein Pamphlet gegen Napoleon geſchrieben hatte, in welchem der frühere phantaſtiſche Bewunderer des franzöſiſchen Heros, denſelben jetzt auf das Heftigſte angriff. Maſſenbach wollte daſſelbe in Jena drucken laſſen. Goethe, von dem Drucker und einigen Jenaer Magiſtratsperſonen dringend aufgefordert, verhinderte den Druck, welcher bei der Nähe des franzöſiſchen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen mußte. „Ich ließ mir, ſo erzählt er in ſeinen Tages- und Jahresheften, das Pamphlet übergeben

*) Eckermann III, S. 226—227.

und fand eine Folge von Perioden, deren erſte mit den Worten anfing: Napoleon ich liebte dich! die letzte aber: ich haſſe dich! Dazwiſchen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgeſprochen, die man anfangs von der Großheit des Napoleonſchen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne ſittlich menſchliche Zwecke unterlegen zu müſſen wähnte. Mit wenigen Veränderungen hätten man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über ſeine untreue Geliebte überſetzen können!" — Goethe hat dieſen „Wahn", dieſen Glauben an „ſittlich menſchliche Zwecke" bei Napoleon, nie getheilt. Er verhehlte es ſich nicht, daß Ehrgeiz und Ruhmſucht die Haupttriebfeder ſeines Handelns und daß er geartet war, für ſeinen perſönlichen Namensruhm die Welt in Stücke zu ſchlagen. „Ein Name iſt nichts Geringes; hat doch Napoleon eines großen Namens wegen faſt die halbe Welt in Stücke geſchlagen!"*) Und ebenſo richtig beurtheilte er das Hauptmittel, welches Napoleon zur Erreichung ſeiner Zwecke angewendet habe. Es war nicht allein die Gewalt ſeiner überlegnen Perſönlichkeit, meint er, welche bewirkt habe, daß ihm die Menſchen zufielen und anhingen; ſondern „die Hauptſache beſtand darin, daß die Menſchen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deßhalb fielen ſie ihm zu, ſo wie ſie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Dies iſt ein altes Märchen das ſich immer wiederholt. Die menſchliche Natur iſt einmal ſo eingerichtet. Niemand dient einem Andern aus freien Stücken; weiß er aber daß er damit ſich ſelber dient, ſo thut er

*) S. Eckermann II, 104.

es gern. Napoleon kannte die Menſchen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Daß aber dieſes Spekuliren des großen Egoiſten auf den Egoismus der menſchlichen Natur ſeine gefährliche und ſchädliche Seite habe, daß aus Argem und Schlimmen nur Arges und Uebles erwachſen könne, entging dem großen Kenner der Menſchennatur ebenſo wenig. Er hat über die Folgen dieſer Handlungsweiſe Napoleons für das franzöſiſche Volk ein wahrhaft prophetiſches Wort ausgeſprochen. Es war bald nach der Julirevolution von 1830 als er bei Gelegenheit der in Paris fortdauernden revolutionären Zuckungen, zumal in der Jugend, äußerte: „Das Beiſpiel Napoleons hat, beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was eigentlich jeder von ihnen ſelber zu ſein wünſcht."*) Die Erfüllung dieſer Prophezeiung liegt heute vor aller Welt Augen in dem Erfolge des Dezembernapoleons, der mit denſelben Mitteln arbeitete wie der erſte Napoleon, und dem um ſein Despotenthum länger als zwanzig Jahre zu erhalten und zu befeſtigen nichts fehlte als das Eine, daß er kein Soldat war; — eine Qualität ohne welche, nach Goethe's richtiger Anſicht, ſelbſt Napoleon nie hätte auf die Dauer in ſeiner Tyrannenlaufbahn reüſſiren können.**) Denn ein „Tyrann" war und blieb Napoleon in Goethe's Augen, und weit entfernt ſein endliches Schickſal pathetiſch zu beklagen, wie

*) Eckermann a. a. O. S. 321.

**) Eckermann a. a. O. S. 91.

das ſpätere Poeten — obenan als Chorführer und Tambourmajor des Napoleonskultus H. Heine — bis zum Uebermaße gethan haben, nannte er noch im Jahre 1830 dieſes Endſchickſal ein verdientes, ja vielmehr ein „noch ſehr mildes für einen Mann, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte.“ *) Karikaturen freilich auf den gefallenen todten Löwen mochte er nicht ſehen, weil ſolche Zerrbilder ſeinen ſittlichen wie ſeinen äſthetiſchen Sinn beleidigten.“ **)

Als ſich das Verderben in Napoleons Geſtalt gegen Norddeutſchland heranwälzte, als die Schöpfung Friedrichs des Großen in der Jenaer Doppelſchlacht zerſchmettert, nicht nur der friedliche Muſenſitz Weimar der Schauplatz von Feuer, Schwert und Plünderung ward, ſondern der Zorn des Siegesgewaltigen ſich auch über dem Haupte von Goethe's fürſtlichem Herrn und Freunde vernichtend für deſſen Thron und Land zu entladen drohte, da brach auch bei Goethe das empörte Menſchengefühl für ſein Vaterland und ſeinen Fürſten in hellen Flammen gegen den Vergewaltiger aus, wie uns dies ein Zeitgenoſſe aus Goethe's Weimariſcher Umgebung, der bekannte Johannes Falk in ſeinem Buche über Goethe ſo beredt geſchildert hat.“ ***) „Steht denn Euer Kaiſerthum von geſtern ſchon auf ſo feſten Füßen daß Ihr keine, gar keine Wechſel menſchlicher Schickſale zu befürchten habt!“ rief er im bittern

---

*) Eckermann a. a. S. 183.

**) Müller Unterhaltungen mit Goethe, S. 40.

***) Man findet die hierher gehörige Stelle aus Falk's Buche („Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt“) mitgetheilt in der Biographie Goethe's von H. Viehoff Th. IV, S. 24—26.

Zorne über des Siegers Verfahren gegen seinen Carl August aus, und er drohte den übermüthigen Franzosen schwere Vergeltung von Deutschland, wenn dasselbe einst, was nicht ausbleiben könne, über das was ihm noth sei, zum Bewußtsein komme. Dazu aber war freilich damals noch sehr wenig Aussicht, und Napoleons dämonische Energie und jene von Goethe bewunderte Sicherheit des Wollens und Vollbringens strahlte durch die Folie der allgemeinen Schwäche und Haltlosigkeit seiner gekrönten Zeitgenossen auf Deutschlands und Europa's Thronen nur noch leuchtender und überwältigender hervor. Goethe hatte jetzt den bisher nur von fern angestaunten Gewaltigen in unmittelbarer Nähe am Werke gesehn, er hatte von Augenzeugen wie Müller darüber Bericht erhalten und konnte sich nicht enthalten, ihn und sein Genie auf's Neue zu bewundern. „Wenn man" — so schrieb er an Knebel drittehalb Monate nach der Jenaer Schlacht — „wenn man diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird."

Was in Goethe's Augen den glücklich zugreifenden Sohn und Erben der Revolution von den ersten Menschen in dieser Revolution unterschied und ihn zugleich mächtiger als sie alle machte, war seine absolute Unbekümmertheit um die Meinung und Neigung der Menschen, wenn er nur seinen Willen und seine Pläne durchsetzte. „Die ersten Menschen in der Revolution," sagte er einmal zu einem Freunde,*) „wie Lafayette und andere, waren noch eitel, und wollten noch, daß die Menge etwas auf sie

*) Riemer II, S. 713.

halten ſolle. Napoleon hat ihnen gezeigt, daß daran gar nichts liege. Und das iſt das Ungeheure welches die Menſchen gar nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegenſatz von jenem exiſtire.“ Es iſt auch hier wieder das Bewußtſein des diametralen Gegenſatzes ſeiner eignen, durchaus auf Liebe und Theilnahme der Menſchen geſtellten und von der Rückſicht auf dieſelben oft bis zur Schwäche abhängigen eignen Natur, welche dieſer ſtaunenden Bewunderung der abſoluten nach gar nichts fragenden Rückſichtsloſigkeit zum Grunde liegt.

Es kam dann die berühmt gewordene perſönliche Zuſammenkunft Goethes mit Napoleon in Erfurt im Jahre 1808, nach welcher Napoleon den Dichter mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirte und ihn demnächſt bei einer zweiten Unterredung im Schloſſe zu Weimar mit einer ſchmeichelhaften direkten Einladung nach Paris zu kommen beehrte.

An dieſem Vorkommniſſe haben nicht nur Deutſche vielfach Anſtoß genommen. Selbſt ein franzöſiſcher Schriftſteller und zwar ein ſo edler und großgeſinnnter wie der vortreffliche neuſte Biograph Napoleons, dem Frankreich die erſte wahre, von der traditionellen Verherrlichung des großen Despoten entkleidete und von zahlloſen Fälſchungen befreite Geſchichte Napoleons des Erſten verdankt — ſelbſt Pierre Lanfrey glaubt den großen deutſchen Dichter um dieſes Schrittes willen tadeln zu müſſen. „Nach der politiſchen Demüthigung, ſagt er,*) welche Deutſchland in Erfurt erfahren, wo die deutſchen Kronenträger glücklich und ſtolz waren die unterwürfigen Höflinge des Königs der Könige zu ſein, kam eine noch härtere. Die

*) Histoire de Napoleon premier, Tom IV, p. 407.

Könige im Reiche des Geiſtes kamen, um ſich vor dem Cäſar zu verbeugen. Goethe und Wieland wurden Napoleon vorgeſtellt; ſie zeigten ſich an ſeinem Hofe und ließen ihren Ruhm dazu dienen ſeinen Triumph zu ſchmücken. Der deutſche Patriotismus hatte in Erfurt ſtarke Prüfungen zu erleiden, aber keine wurde wohl ſo tief von den Deutſchen empfunden als die: zu ſehen, daß der größte Genius ihrer Litteratur ſich mit den Gunſtbezeugungen des Unterdrückers ſchmückte. Wir können es dem Dichter erlaſſen als Patriot zu handeln aber nicht als Patriot zu empfinden wenn wir ihn nicht in den Rang gewöhnlicher Virtuoſen verweiſen ſollen. Ein Goethe aber der herbeikam Napoleon zu begrüßen und von ihm in Gegenwart des gedemüthigten Deutſchlands den Orden der Ehrenlegion annahm, war weder ein Gleichgültiger noch ein Neugieriger; er gab eine Zuſtimmungserklärung ab, er verließ die Haltung paſſiver Reſignation und führte einen empfindlichen Streich gegen diejenigen, welche ſich rüſteten für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen."

Es iſt eine edle Empfindung, welche den franzöſiſchen Schriftſteller alſo ſprechen und ihn das Verhalten Goethe's, in welchem er ſonſt den großen Dichter und Menſchen anerkennt, in dieſem Falle als das eines gewöhnlichen „Kammerherrn" verdammen läßt. Aber das Verdammungsurtheil ſelbſt iſt falſch und beruht auf unrichtigen thatſächlichen Vorausſetzungen.

Zunächſt: Goethe kam nicht freiwillig nach Erfurt, um Napoleon zu huldigen. Er hatte ſich vielmehr, wie der Kanzler von Müller in ſeinen Memoiren berichtet, „nach ſeiner eigenthümlichen Sinnesweiſe bisher ganz von der Nähe des Gewaltigen fern gehalten. Es war der Befehl ſeines Fürſten und Landesherrn, des

Herzogs Karl Auguſt von Weimar, der ihn am 29. September 1808 zu ſich nach Erfurt berief*). Er ſuchte ebenſowenig eine Audienz bei Napoleon, ſondern der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt war es, der ihn durch ſeinen Miniſter Maret, Herzog von Baſſano, zu ſich entbieten ließ. Sich einer ſolchen Einladung zu entziehen lag nicht in ſeiner Macht, — ſelbſt wenn er es gewollt hätte. Er würde durch eine ſolche Weigerung ſeinen Fürſten, deſſen Schickſal damals von der Gnade des Gewaltigen abhing, in die größte Verlegenheit gebracht ja deſſen Intereſſen ſchwer geſchädigt haben. Noch weniger ſtand in es ſeiner Macht, den ihm verliehenen Orden zurückzuweiſen — eine Beleidigung des Gewalthabers, welche ſich damals kein Herrſcher Europa's hätte erlauben mögen. Goethe konnte und durfte in der ihm verliehenen Auszeichnung mit Grund nur eine Huldigung ſehen, welche der Beſieger Deutſchlands oder vielmehr der deutſchen Fürſten — denn es gab damals kein Deutſchland — dem Genius des überwundenen Volks, wenn auch in eigennütziger Abſicht, darzubringen ſich bewogen fand. Goethe theilte übrigens dieſe Auszeichnung nicht nur mit Wieland, der beiläufig bemerkt gar nicht nach Erfurt gegangen iſt, und der die Ehre einer Unterredung mit Napoleon bei einem Hoffeſte zu Weimar erhielt — ſondern noch mit drei andern Weimariſchen Perſonen, denen ebenfalls damals von Napoleon der Orden der Ehrenlegion verliehen wurde**). Er ſelbſt ſchrieb über die ihm wiederfahrene Ehre an ſeinen Freund Zelter (30ten October 1808) blos die kurzen Worte: „Der Kaiſer von Frankreich hat ſich ſehr geneigt

*) Müller: Erinnerungen S. 236 - 237. Goethe: Werke Th. 60 S. 275 ff.

**) Müller a. a. O. S. 254.

gegen mich erwieſen. Beide Kaiſer haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Beſcheidenheit dankbar anerkennen wollen.“ Es bleibt alſo von jenem harten Vorwurfe freiwilliger ſerviler Huldigung und bezeigter unpatriotiſcher Geſinnung durch Annahme des Napoleoniſchen Ordes nichts übrig als höchſtens etwa dies: daß die ihm von dem gewaltigſten Manne des Jahrhunderts bewieſene Aufmerkſamkeit und Auszeichnung ihm einen angenehmen Eindruck gemacht hat, und — wenn wir gerecht ſein wollen, einen ſolchen Eindruck machen mußte. Es iſt allbekannt, daß Napoleon unwiderſtehlich ſein konnte, wenn er jemanden gewinnen wollte; hier wollte er es augenſcheinlich, und es müßte ein Wunder heißen, wenn es ihm, zumal einem phantaſiebegabten Dichter gegenüber, nicht gelungen wäre.

Es war ihm gelungen. Von dieſer Zeit an ſteigerte ſich jedoch nicht nur die Bewunderung für Napoleon bei Goethe, ſondern auch die Hoffnung und der Glaube an dasjenige, was er für die eigentliche Beſtimmung und Aufgabe deſſelben hielt. Er war und blieb „ein Kind des Friedens“, und ſo ſeltſam es uns ſpätergebornen über den wahren Charakter des unerſättlichen Eroberers ſo unendlich beſſer unterrichteten auch klingt: Goethe ſah in Napoleon ein Werkzeug zur Herſtellung des von ihm ſo heiß erſehnten dauernden Europäiſchen und damit des Weltfriedens! Er ſprach dieſen Glauben aus in dem Gedichte, welches er 1812, dicht vor dem Beginne des Ruſſiſchen Feldzuges, an die Kaiſerin Marie Louiſe von Frankreich richtete. Anknüpfend an die Geburt des Königs von Rom, durch welche dem Gewaltigen das Einzige und Höchſte gegeben worden, was ihm noch gefehlt, der dauerverheißende Erbe ſeines Reichs, ſpricht er die Hoffnung aus:

„Zuſammen werden Sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel ſchließen!“

Dies „letzte Glück“, das Glück des Friedens für die arme Menſchheit erſehnt und erhofft er von dem Heros des Krieges. Denn:

„Der Alles wollen kann, will auch den Frieden!“

Mit dieſen Worten ſchließt das Gedicht. Dieſe Hoffnung ſöhnte den Mann des Friedens ſogar aus mit dem gewaltigen neuen Eroberungszuge gegen den noch unbezwungenen Norden. Was der geſtürzte Imperator auf ſeiner einſamen Felſenwarte von St. Helena ſpäter der Welt vorzuſpiegeln bemüht war: daß dieſer abenteuerliche Zug nur habe dazu dienen ſollen, die Vereinigung Europa's in einen großen Bundesſtaat unter ſeinem Protektorte zu vollenden, und ihm ſelber die Möglichkeit zu gewähren, ſeine ganze Kraft auf die Förderung der Intereſſen friedlicher Entwicklung in dieſem ungeheuren Bundesreiche zu verwenden — es war eine Anſicht die Goethe ſelbſt damals hegte und in jenem Gedichte offen ausſprach. Es war dies die Erhellung der „im düſtern bangenden Welt zu ewigem Sonnenſchein“, die er erhoffte! Ein ſchöner poetiſcher Traum aber — eben nur ein Traum.

Nach dem ſchmählichen Ausgange des Ruſſiſchen Feldzuges begann die Erhebung Norddeutſchlands gegen die fremden Bedränger und Unterdrücker. Und hier komme ich auf den Punkt, wo Goethe's Sympathie für Napoleon ein Flecken in ſeinem Bilde iſt und bleibt. Er theilte den herzerhebenden allgemeinen Aufſchwung nicht mit dem ſich ſein Volk und vor allem die Jugend freudig in den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes ſtürzte. Er verſagte ſeinem dreiundzwanzigjährigen Sohne die Erlaubniß ſich den

Reihen der Tauſende freiwilliger Kämpfer gegen die Fremdherrſchaft anzuſchließen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit des Sieges über den von ihm bewunderten Rieſen. „Ja ſchüttelt nur an Euren Ketten!“ rief er dem Vater Theodor Körner's zu; „der Mann iſt Euch zu groß, Ihr werdet ſie nicht zerbrechen, ſondern nur noch tiefer ins Fleiſch ziehen!“ Daß es „Ketten“ waren die ſein Volk und Land belaſteten, leugnete er alſo nicht, wohl aber die Möglichkeit ihrer Zerbrechung gegenüber dem gigantiſchen Kettenmeiſter. Dieſe beklommene Hoffnungsloſigkeit, welche er nicht verhehlte, machte auf die todesmuthigen Eiſenſeelen den Stein und Arndt einen ſchmerzlichen Eindruck*). Unfähig an dem erhebenden Aufſchwunge ſeines Volkes Theil zu nehmen, flüchtete er ſich in litterariſche Thätigkeit. Um der unmittelbaren Gegenwart zu entgehen warf er ſich auf das Entfernteſte. Er ſtudirte die Geſchichte des — chineſiſchen Reichs! Als am Tage der Entſcheidungsſchlacht von Leipzig Napoleons Bruſtbild in ſeinem Zimmer von der Wand fiel, und Goethe's Gattin, welche ſein Beiſpiel zu einer leidenſchaftlichen Verehrerin Napoleons gemacht hatte, ſich verzweiflungsvoll vor Goethe niederwarf, tröſtete dieſer ſie, das Bild aufhebend, mit den Worten: „Sieh nur her, es iſt Nichts als der Rand gebrochen; dem Helden ſelbſt iſt man noch nicht zu Leibe gegangen!“ Später ließ er um den Rand des Bildes mit Anwendung eines Verſes des römiſchen Dichters Lucan die Worte ſetzen:

Scilicet immenso superest ex nomine — multum.

Als Napoleon nach der Leipziger Niederlage über den Rhein

*) E. M. Arndt Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 191—196.

geworfen war und ſeine völlige Beſiegung in ſichere Ausſicht gerückt erſchien, ſtiegen die Hoffnungen der deutſchen Patrioten auf die Früchte des Kampfes für Deutſchland und deſſen Erhebung zu Einheit, Macht und Freiheit zu ihrer höchſten Höhe. Goethe, obſchon mit dem Endausgange des großen Kampfes zu Gunſten der Verbündeten wohl zufrieden, theilte dennoch nicht dieſe patriotiſchen deutſchen Hoffnungen. Wir haben darüber das ausführliche Zeugniß eines Mannes aus ſeiner nächſten Umgebung, des Jenaiſchen Geſchichtsprofeſſors Luden, der damals eine gegen die franzöſiſche Gewaltherrſchaft Napoleons gerichtete politiſche Zeitſchrift Nemeſis begründete, für welche er Goethe's Theilnahme perſönlich zu gewinnen ſich bemühte. Luden hat den Beſcheid welchen er von Goethe erhielt in ſeinen erſt nach des Verfaſſers Tode herausgegebenen Memoiren*) genau verzeichnet. Dieſer mündlich abgegebene Beſcheid bezeugt den tiefen Einblick Goethe's in die Weltlage und die damaligen deutſchen Verhältniſſe. Er lautete im Weſentlichen folgendermaßen:

„Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Vaterland, Volk, Freiheit. Nein, dieſe Ideen ſind in uns, ſie ſind ein Theil unſeres Weſens, und Niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel *im Ganzen* iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volks mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jede Weiſe hinwegzukommen ſuche; und in der Wiſſenſchaft und

*) Rückblicke in mein Leben von H. Luden (Jena 1847).

Kunſt habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man ſich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Troſt den ſie gewähren iſt doch nur ein leidiger Troſt, und erſetzt das ſtolze Bewußtſein nicht, einem großen ſtarken geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben (leidigen) Weiſe tröſtet auch nur der Gedanke an Deutſchlands Zukunft. Ich halte ihn ſo feſt als Sie, dieſen Glauben. Ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schickſal der Deutſchen iſt, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten ſie keine andern Aufgaben zu erfüllen gehabt als die, das römiſche Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu ſchaffen und zu ordnen, ſie würden längſt zu Grunde gegangen ſein. Da ſie aber fort beſtanden ſind, und in ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, ſo müſſen ſie, nach meinem Glauben, noch eine große Beſtimmung haben, welche um ſo viel größer ſein wird als ihre Bildung jetzt höher ſteht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menſchliches Auge nicht vorauszuſehen und menſchliche Kraft nicht zu beſchleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwiſchen nur übrig, einem jedem nach ſeinen Talenten, ſeiner Neigung und Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu ſtärken und nach allen Seiten durch daſſelbe zu verbreiten, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern ſondern wenigſtens hierin voraufſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Dieſen Tag aber, den die Luden und ſo viele andere damals

bereits gekommen wähnten, ſah Er nicht. „Sie ſprechen" — ſagte er in Bezug darauf — „von dem Erwachen von der Erhebung des deutſchen Volks und meinen: Dieſes Volk werde ſich nicht wieder entreißen laſſen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft habe, nämlich die Freiheit! Iſt denn wirklich das Volk erwacht? weiß es was es will und was es vermag? — — — Der Schlaf iſt zu tief geweſen, als daß auch die ſtärkſte Rüttelung ſo ſchnell zur Beſinnung zurückzuführen vermöchte. Und iſt denn jede Bewegung eine Erhebung. Erhebt ſich wer gewaltſam aufgeſtöbert wird? Ich ſpreche nicht von den Tauſenden gebildeter Jünglinge und Männer; ich ſpreche von der Menge, von den Millionen. — Und was iſt denn errungen und gewonnen worden? Sie ſagen: die Freiheit. Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden ſondern von einem fremdem Joche. Es iſt wahr: Franzoſen ſehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiäner; dafür aber ſehe ich Koſacken, Baſchkiren, Kroaten, Magyaren, Kaſſuben, braune und andere Huſaren. Wir haben uns ſeit langer Zeit gewöhnt, unſern Blick nur nach Weſten zu richten, alle Gefahr nur von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt ſich auch noch weithin nach Morgen aus. Laſſen Sie mich nicht mehr ſagen. Sie berufen ſich zwar auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimiſcher.*) Ja, ja! Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!"

*) Es ſind die bekannte Proklamation von Kaliſch und die damaligen preußiſchen Verheißungen gemeint.

Der alte Weimarische Olympier hat leider grimmig Recht behalten mit seiner Prophezeihung. Die Jahre von Deutschlands tiefster Erniedrigung sollten erst nach Niederwerfung des fremden Despoten von seinen eignen „Herren" über das deutsche Volk gebracht werden. Schon im Jahre 1814 oder 1815 konnte Goethe dem deutsche Länder verschachernden und zerschneidenden Kongresse der in Wien versammelten siegreichen Fürsten den Fluch (freilich nur im Stillen) zurufen:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht.
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!"

Wer kennt nicht die Zeilen die ihm die traurige Wahrnehmung eingab, daß die hoffnungsfreudige Begeisterungsstimmung vorüber war, sobald die kleinen Tyrannen den großen überwunden hatten und daß sein Epimenides eigentlich besser thäte, weiter fortzuschlafen als „zu früh zu erwachen," jene traurigen Verse welche beginnen:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen.
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen u. s. w.

Aber freilich, er hielt sich stille in seiner „Tonne", wie Sankt Diogenes ohne Unterlaß das Faß seiner stillen Studien und Arbeiten weiter wälzend. Er war eben nicht zum Volkstribunen

von „Allah“ geſchaffen, ſowenig wie etwa ein Bismark zum Bannerträger demokratiſcher Freiheit und Univerſalrepublik, ſondern nur zum größten Dichter und Weiſen, wie dieſer zum gewaltigen Begründer der Macht und Einheit ſeines Volks und Vaterlandes. Ihm dem Greiſe dem „Kinde des Friedens“ ſchien „bei dem Lied und Reigen,“ der ſich jetzt erhob,

„das Beſte: ruhn und ſchweigen!“

d. h. wenigſtens öffentlich ſchweigen. Denn ſeinen Nächſten verhehlte er nicht, wie er über den ſchmählichen Ausgang der großen Bewegung dachte: über die Napoleonſchen Grundſätze des Wiener Kongreſſes, wo es zuging wie bei dem großen Fiſchzugsfeſte, bei dem die Zahl der Gäſte ſehr, ſehr groß war, und wo:

„Ein jeder brachte ſein Schüſſelein mit
Hier gab es keine Faule.
Die Gröbſten aber ſchlugen ſich durch,
Und fraßen's den andern vom Maule.“

und über die „Engel“ die als ſie den „Teufel“ und ſeine Heerſchaaren geſchlagen und beſiegt hatten:

„Natürlich fanden hinterdrein
Es ſei recht hübſch ein Teufel zu ſein!“

über die guten Deutſchen, welche nichts Näheres zu thun hatten als ſich gleich nach der Befreiung vom Joche Napoleon's darüber zu ſtreiten ob ſie ſich mit einem D, oder mit einem T richtiger zu ſchreiben hätten:

„Verfluchtes Volk, kaum biſt du frei,
So brichſt Du Dich in Dir ſelbſt entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutſch oder Teutſch Du wirſt nicht klug!“

Nach ihm waren eben die Deutſchen in der Lage jenes guten Geſellen, der die Gelegenheit ſtets verpaßt:

„Daß Glück ihm günſtig ſei
Was hilft's dem Stöffel?
Und regnet's Brei,
Ihm fehlt — der Löffel.

Daß ihm, wenn es „Brei regnet" und er hungrig iſt, bei fehlendem Löffel ſeine beide Hände dafür Erſatz bieten können, — dieſe Weisheit war dem deutſchen Stöffel von damals verſchloſſen. Daß ſich Goethe nicht mit der Idee befreundete, die ſchon 1814 im Werke war, auf dem Völkerſchlachtfelde vor Leipzig ein „Koloſſaldenkmal der Befreiung Deutſchlands," einen „Siegesdom," einen „Thurm", einen Rundhügel mit koloſſalem Kreuze darauf, oder eine „Rieſenſäule" zu errichten, läßt ſich leicht denken. Er empfahl dafür etwas ganz anderes ſeinen Landsleuten, denen er zurief:

„Wollet Ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten.

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn ſelbſt und Andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit!
Nicht iſt unſer Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt ſtillem Frieden:
Wie erhabne Rieſenſäulen
Wachſen unſre Pyramiden!"

Aber im vollen Ernſte lautete ſein Zuruf an die Deutſchen: im Hinblick auf die ſo eben ihnen in dem Befreiungskriege gegen Napoleon gelungnen Thaten endlich der Nothwendigkeit der Einigung und Einigkeit des Vaterlandes und Volks zu gedenken:

„Die Deutſchen ſind recht gute Leut',
Sind ſie einzeln, ſie bringens weit.
Nun ſind ihnen auch die größten Thaten
Zum erſtenmale im Ganzen gerathen.
Ein jeder ſpreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal ſein!"

Nun! es iſt nicht das letzte mal geweſen. Wenig über ein Menſchenalter nach dem Tode ſeines großen Dichters hat ſein herrliches Wort, das er an ſein deutſches Volk richtete, ſich glorreich erfüllt, das Wort:

„Zuſammen haltet Euren Werth,
Und Euch iſt Niemand gleich!"

Ueberblicken wir die im Vorigen entwickelte Reihe der Motive von Goethe's Sympathie für die Geſtalt Napoleons ſo finden wir als beſtimmende Haupturſachen derſelben folgende drei:

Zunächſt und vor Allem die Wirkung und der Eindruck des Gigantiſchen von Napoleon's Erſcheinung und Thaten auf die Phantaſie des Dichters. Iſt doch ſelbſt das Böſe in ſeiner höchſten Potenz nicht ohne ſtarke Anziehungskraft für einen ſolchen — wie Richard der Dritte beweiſen kann, — um wie viel mehr müßte dieſe um Recht und Unrecht, um Gut und Böſe unbekümmerte Willensenergie des modernen Gewaltheros in ihrer kaum jemals dagewe-

ſenen Mächtigkeit auf einen Dichter wie Goethe wirken. Das bekannte Gedicht:

„Am jüngſten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon“ ꝛc.

in welchem der dem Helden das Sündenregiſter vortragende Teufel von Gott Vater ſchließlich den Beſcheid erhält:

„Getrauſt Du Dich ihn anzugreifen,
So magſt Du ihn zur Hölle ſchleifen!“

iſt der richtigſte Ausdruck für die Stimmung und Empfindung des Poeten gegenüber der Mächtigkeit dieſer Erſcheinung.

Das zweite erklärende Motiv iſt der naive Glaube Goethe's an das, was der Neffe des Onkels in unſern Tagen als die napoleoniſche Idee zu feiern die Frechheit gehabt hat: der Glaube an die Miſſion und an die auf Herſtellung des allgemeinen Weltfriedens gerichtete Abſicht Napoleons. Wir können dieſen Glauben belächeln, aber wir ſind nicht berechtigt, ſeine Aufrichtigkeit bei dem Manne des Friedens zu bezweifeln, für den ohnehin ſchon Napoleon als Bändiger der dem Dichter ſo widerwärtigen Revolution ein Gegenſtand der Verehrung war und ſein mußte. Und wenn wir nun ſehen, daß Goethe in ſeiner Anſicht über Napoleon's Großheit bis an ſein Ende beharrte, und daß er ſich durch keine Gegenſtimmen und Gegenzeugniſſe, wie ſie ihm in den Memoiren Bourrienne's und in Walter Scott's Geſchichte Napoleon's entgegentraten in dieſer ſeiner Anſicht irre machen ließ,*) ja wenn wir hören, daß er den

*) Eckermann III, S. 105

Haß der Menſchen gegen Napoleon auf „die Frondirungsſucht der Menge gegen das Große“ oder auf Hypochondrie und Luſt an Afterreden zurückführte*), ſo werden wir uns, um gerecht zu ſein, drittens erinnern müſſen, daß zu Goethe's Lebzeiten Napoleon überhaupt noch lange nicht in ſeinem wahren Weſen und Charakter, und in der tiefen Gemeinheit deſſelben ſo erkannt war, wie wir ihn jetzt, nach Oeffnung der ächten hiſtoriſchen Quellen, z. B. aus einem Werke wie das des Hiſtorikers Lanfrey und vornehmlich aus ſeinen eigenen Briefen, kennen. Wir werden, ehe wir den Dichter des Fauſt wegen ſeiner Sympathie für Napoleon verdammen, uns die lebhafte Theilnahme ins Gedächtniß rufen müſſen, mit welcher noch einer der tiefſten hiſtoriſchen Forſcher und deutſcheſten Geſchichtſchreiber, Schloſſer, in ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts Napoleon behandelt hat.

Es war aber recht eigentlich das Phantaſtiſche, — das Oſſianiſche, wie es ein franzöſiſcher Schriftſteller genannt hat, in Napoleon's Erſcheinung und Charakter, was Goethe's Intereſſe feſſelte. Goethe's Wort: daß dieſer große Feind und Verächter der Idee, dieſer Leugner alles Ideellen ſelbſt recht eigentlich „ganz in der Idee lebte“ und fort und fort das Ideelle zu verwirklichen trachtete, iſt von großer Tiefe und wird durch das Urtheil von Männern wie Reinhard und de Pradt, die Napoleon ſo nahe ſtanden, durchaus beſtätigt.**) Unter dem „in der Idee leben“ verſtand Goethe, wie er erklärend hinzufügt: „Das Unmögliche behandeln als ob es möglich wäre.“ Dieſe titaniſche Neigung traf nach Goethe's Anſicht in

*) Eckermann I, 277. Riemer II, 701.

**) S. G. v. Loeper in den Anmerkungen zu Goethe's Sprüchen in Proſa S. 77 (Werke Band 19 der Hempelſchen Ausgabe.)

Napoleon zuſammen mit dem Charakter, das heißt mit jenem entſchiedenen Wollen ohne Rückſicht auf Recht und Unrecht, auf Gut oder Böſe, auf Wahrheit oder Irrthum; und aus dieſem Zuſammentreffen beider Elemente in einer und derſelben Perſönlichkeit entſtanden Thaten und Ereigniſſe, welche die Welt in Staunen verſetzten und verſetzen mußten, wie die Perſönlichkeit ſelbſt auf die Phantaſie des Dichters nothwendig einen gewiſſen Zauber der Anziehungskraft ausüben mußte.

Wenn ich bisher verſucht habe, Goethe's Verhältniß zu Napoleon und ſeine Beurtheilung dieſer ungeheuren Erſcheinung aus des Dichters eigenſter Natur zu erklären, ſo kann damit natürlich nicht gemeint ſein, daß ich jenes Verhältniß an und für ſich zu rechtfertigen oder gar als ein ſolches anzuſehen beabſichtige, das man im eignen Intereſſe des Dichters und ſeines Vaterlandes nicht anders wünſchen möchte. Das hieße meine Abſicht eben ſowohl wie das wirkliche Verhältniß gründlich mißverſtehen.

Im Gegentheil: es bleibt ein Schatten haften auf dem Bilde des großen Dichters. Es bleibt eine Schwäche, ein Mangel in ſeiner Natur und ſeinem Weſen, daß er das Unheil und Elend nicht, oder doch nicht tief genug empfand, welches der von ihm bewunderte Weltvergewaltiger über Deutſchland brachte. Und dieſer Mangel fällt um ſo ſchwerer ins Gewicht, als Goethe Gelegenheit hatte, dieſes Elend Deutſchlands in ſeiner nächſten Umgebung, in dem Weimariſchen Lande, dem er angehörte und dem er viele Jahre lang als Miniſter ſeine Kraft und Thätigkeit gewidmet hatte, vollauf zu gewahren.

Oder war es nicht herzzerreißend für jeden patriotiſch empfindenden Deutſchen, daß nach der Jenaer Entſcheidungsſchlacht, welche das Weimariſche Land an den Rand des Abgrunds brachte, alle Kräfte dieſes Landes, deſſen Fürſt einer der feurigſten deutſchen Patrioten war, in den Dienſt des fremden Ueberwinders geſtellt werden, daß die Weimariſchen Landeskinder, die ſo eben noch für Deutſchland geſtritten hatten, ihre Waffen gegen ihre deutſchen Brüder kehren, und ſeitdem in allen Kriegen des großen Vergewaltigers ihr beſtes Blut vergießen mußten? Zunächſt war es der letzte Hort des bei Jena niedergeworfenen Preußen, die Feſtung Colberg gegen die und ihre tapfern Vertheidiger Schill, Nettelbek und Gneiſenau der korſiſche Ueberwinder die Truppen ſeiner neuen gezwungenen Bundesgenoſſen, der Thüringiſchen Fürſten, ſendete. Kaum ein Jahr nachher wurden ſie gegen die Oeſterreicher und ſodann gegen die treuen Tyroler gehetzt, wo ſie in den grauſen Kämpfen an der Eiſack gegen die Schaaren der für Heimath und Heerd todesmuthig ſtreitenden Tyroler und deren Führer Hofer, Speckbacher und Haspinger für den Unterdrücker ihres eignen Vaterlandes ihr Blut vergießen mußten. Und wenn ihre Leiden und Verluſte ſchon hier entſetzlich geweſen waren — denn der größte Theil des Weimariſchen Contingents war vernichtet oder gefangen worden — ſo war die Kataſtrophe, der ſie im folgenden Jahre (1810) entgegen gingen, als Napoleon mit andern deutſchen Truppen auch die Weimariſchen in den Abgrund ſeines Spaniſchen Greuelkrieges hineinriß, noch bei weitem gräßlicher. Man kann die darüber vorhandnen Aufzeichnungen eines deutſchen Militairgeſchichtſchreibers nicht ohne ſchaudernde Empörung leſen. Acht Monate nach ſeinem Einmarſche in Spanien hatte das geſammte

Thüringiſche Regiment nur noch einen dienſtthuenden Beſtand von vier Mann und einigen Offizieren*); ſo hatten Schwert und Krankheit, Hunger, Strapatzen und Noth jeder Art unter den deutſchen Schlachtopfern Napoleoniſcher Herrſchſucht gewüthet, und auch von den Gefangenen war es nur ſehr wenigen vergönnt, ihr liebes Vaterland nach langen Jahren wieder zu ſehn! Dann kam der ruſſiſche Feldzug des Jahres 1812 und erneuerte dieſe Verluſte für das neugeſtellte Weimariſche Contingent, von dem im Dezember nur noch zwanzig am Ende des Rückzugs den Niemen überſchritten.

Dies Alles geſchah unter Goethe's Augen; dies fürchterliche Elend traf das Land das er ſeine Heimath nannte, traf es durch die Schuld des Mannes den er bewunderte, ohne in ſeiner Seele den zornigen Grimm des Patrioten und die Ueberzeugung zu erwecken, daß der Sturz Napoleons eine Nothwendigkeit und daß es Pflicht jedes Deutſchen ſei, ihn zu wünſchen und dazu zu helfen!

Freilich war das ſo hingeopferte Blut deutſcher Soldaten anderer Art als heutzutage. Freilich beſtanden jene Contingente, zumal im Anfange ihres Eintritts in den Dienſt Napoleons, meiſt aus verlorenem Volke und geworbenem Geſindel aller Art, jedenfalls aus den „unterſten Volksſchichten," die man bei den Aushebungen eigentlich nur allein bedachte. Goethe ſelbſt, der ſeiner Zeit gegen Ende der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und ſpäter dieſe Aushebungen im Weimariſchen Lande geleitet hatte, wußte davon zu ſagen, und mochte keine allzugroße Theilnahme empfinden für eine Menſchenklaſſe, bei der noch im Jahre 1806 jedes kleinſte

*) S. E. v. Heyne: Geſchichte des 5. Thüringiſchen Infanterieregiments Nr. 95. Seite 107.

Vergehen mit Gaſſenlaufen und Krummſchließen der Gemeinen und Unteroffiziere beſtraft wurde. Aber trotz alledem und alledem war es doch immer deutſches Blut, das gezwungen war, an dem Werke der Unterdrückung des Vaterlandes im Dienſte des fremden Zwingherrn mitzuhelfen, und das ſchon um deſſentwillen die Theilnahme jedes Deutſchen verdient hätte, während leider von Goethe geſagt werden muß, daß er ihm dieſe Theilnahme nicht gegönnt, ja daß er alle dieſer Dinge in keiner ſeiner zahlreichen Lebensaufzeichnungen, Briefe u. ſ. w. auch nur mit einem Worte erwähnt hat. — Amicus Plato, amicus Socrates sed magis amica veritas!

Goethe und Frau von Stein.

Motto:

„She did not wish to marry him, but she wished to keep him. She wished to give him nothing, but that he should give her all: a bargain not unfrequenthy levied in love."

Thackeray.

Jena, August 1851.

In dieſen letzten Tagen hat mich der ſo eben erſchienene dritte Band der Goethe'ſchen Briefe an die Frau von Stein lebhaft beſchäftigt. Er iſt ſchon darum von hoher Wichtigkeit, weil er mit der Auflöſung eines ſo wunderbaren Lebensverhältniſſes zugleich die Löſung eines ſittlichen Problems enthält: eine Löſung, die ſich denn freilich, ein Jeder nach ſeinem Gefühl wiederum nach eigner Einſicht und eignem Bedürfniß zurecht legen wird.

Dieſer dritte Band umfaßt die Briefe aus den Jahren 1784 bis 1826, welche wiederum in drei verſchiedene Abtheilungen zerfallen. Die erſte enthält die Briefe von 1784 bis zu Goethe's Flucht nach Italien. Die zweite, kürzeſte, die Briefe, welche im Jahre nach ſeiner Rückkehr von dort geſchrieben ſind, und in denen der bereits innerlich geſchehene Bruch des Verhältniſſes zu Tage tritt. Der dritte Abſchnitt endlich zeigt den Verlauf des Rheins

im Sande: nach jahrelanger völliger Trennung ein Verhältniß geſellig anſtändiger Theilnahme ohne eine Spur der früheren Leidenſchaft. Zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung iſt eine Lücke; die Briefe, welche Goethe aus Italien an die Geliebte ſchrieb, fehlen, weil Goethe ſie ſich wiedergeben ließ, um ſeine Reiſeerinnerungen zu redigiren. Sie werden jetzt im Goetheſchen Hausarchive aufbewahrt.

Die erſte Abtheilung iſt nach Inhalt, Ton und Stimmung eben nur eine Fortſetzung der früheren Briefe aus den Jahren 1780 bis 1783. Sie zeigt eine Liebe, wie ſie ſchwerlich jemals wieder in ſolcher Weiſe und Haltung vorgekommen iſt, in dem letzten Stadium ihrer möglichen Höhe und Entwickelung, wo ſie entweder zur wahrhaften menſchlichen Erfüllung gelangen, oder eine Wendung und Wandlung nothwendig erleiden mußte, falls der eine Theil nicht untergehen ſollte.

Denn geſtehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefſten und reinſten Gefühls, die uns in dieſen Briefen umgeben, welche ein zehn Jahre lang in voller Innigkeit beſtehendes Liebesverhältniß mit allen ſeinen geheimſten Herzensinnerlichkeiten vor uns aufdecken, — dennoch iſt in dieſem ganzen Verhältniſſe etwas Ungeſundes und Unnatürliches, das ein geſundes Gefühl beängſtigt und uns zu keinem vollen freudigen Genuſſe kommen läßt. Die geſunde Natur Karl Auguſt's empfand das ſchon früh, daß ſein Goethe ſich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er ſich ganz in's „Aetheriſche" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe ſelbſt begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern, daß ſein Weg ihn abſeits führe von dem Pfade, welchen die Natur ihrem Lieblinge vorgezeichnet. Wer

dieſe Briefe mit offenen Augen lieſ't, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß unter den Motiven, welche Goethen zu der italieniſchen Fluchtreiſe bewogen, ſein Verhältniß zu der Frau von Stein keins der geringſten war. Ueber die meiſten jener Motive ſind wir durch ſeine eignen Geſtändniſſe im Klaren. Seine Miſſion für Weimar war erfüllt, der Freundſchaft für den Herzog, der Pflicht für das Land war genug gethan. Zehn Jahre, die ſchönſten ſeines Lebens, hatte er für Andere gelebt, und mit liebevollſter Selbſtverläugnung ſeinen eigenſten Daſeinsberuf, den unüberwindlichen Trieb und Drang ſeiner Natur, andern, ihm mehr oder minder fernen und fremden Zwecken aufgeopfert oder doch hintangeſetzt. Jetzt, auf dem Wendepunkte des menſchlichen Einzeldaſeins, im ſechsunddreißigſten Jahre, durfte es billig und nothwendig erſcheinen, an ſich ſelbſt zu denken und einmal für ſich zu leben. Hatte ihn doch, wie er ſelbſt einmal an ſeine Vertraute ſchreibt, nur und allein der Gedanke ſo lange in jenem Zuſtande gehalten: „daß alle dieſe Aufopferungen freiwillige ſeien, und daß er nur dürfe Poſtpferde anſpannen laſſen, um das Nothdürftige und das Angenehme des Lebens mit einer völlig freien Muße in der verlaſſenen Vaterſtadt zu finden.“ Denn ohne dieſe Ausſicht, und wenn er, wie er weiter an ſeine Mutter (im Jahre 1781) ſchrieb, ſich in Stunden des Verdruſſes als Leibeigner und Tagelöhner um der Bedürfniſſe willen anſehn müßte, würde ihm Manches viel ſaurer, ja unerträglich geworden ſein.

Goethe ging nach Italien, um ſich ſelbſt aufzuſuchen und zu vollenden. Es lag nicht in ſeinem Weſen, der Oeffentlichkeit gegenüber Privates aufzudecken, darum verſchweigt er, wie viel An-

theil an dem Entſchluſſe jener Flucht, wie er ſie ſelber nennt, auch der Zuſtand ſeines Herzens gehabt. Er verſchwieg es um ſo mehr, als die Frau, welche damals ſeine Seele beherrſchte, zur Zeit der Veröffentlichung ſeiner Lebensbekenntniſſe, ſelbſt noch unter den Lebenden war. Aber aus den jetzt herausgegebenen Briefen an ſie, und aus einer richtigen Erwägung und Verknüpfung aller Umſtände und Aeußerungen, welche ſie enthalten, geht es unwiderleglich hervor, daß er durch dieſe Reiſe auch auf die eine oder andere Art Heilung für ſein Herz und Geneſung von einer Liebe ſuchte, die er zuletzt als Krankheit erkennen mußte und erkannte. „Die Hauptabſicht meiner Reiſe war, mich von den phyſiſch-moraliſchen Uebeln zu heilen, die mich daheim quälten und zuletzt unbrauchbar machten," alſo ſchrieb er ſeinem fürſtlichen Freunde Karl Auguſt aus Rom.*) Er ſelbſt nennt in den Briefen aus den letzten Jahren vor ſeiner Reiſe, dieſe ſeine Liebe „eine Krankheit, die immer mehr wachſe," und er geſtand ſich vielleicht ſelbſt kaum, wie ſehr er mit dieſer Bezeichnung einer Leidenſchaft Recht hatte, die ſeinen natürlichen Hang zu hingebender Weichheit und Sehnſüchtigkeit auf Koſten der Energie männlicher Eigenſchaften unnatürlich verſtärkte. Aber die Ehre dieſer Erkenntniß und des darauf gebauten Entſchluſſes der Selbſtüberwindung muß und ſoll ihm unverkümmert bleiben, trotz des Urtheils, welches in den Anmerkungen des Herausgebers dieſer Briefe die weſentlichen Geſichtspunkte verrückt und ſich auf die Seite der Gegner Goethe's ſtellt.

Zunächſt iſt folgender Umſtand zu beachten. Es war nicht

*) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Karl Auguſt I, 105.

Goethe's Schuld geweſen, daß ſeine Liebe zu Frau von Stein nicht den natürlichen und vernünftigen Ausgang und Abſchluß fand. Er ſuchte und erſtrebte dieſen einzig wahren ſittlichen Abſchluß von vornherein mit allen Kräften. Charlotte von Stein ſollte ſein Weib werden, die ungetheilte Genoſſin ſeines ganzen Daſeins. Daß ſie darauf nicht einging, daß ihr die Liebeskraft gebrach, zu thun, was in ihrem Falle die Pflicht wahrer Sittlichkeit gebot, das war — wenn ſie wirklich Goethe's Liebe in vollem Maaße theilte, — entweder eine Schwäche des Charakters, dem die Form höher ſtand als der Gehalt, der Schein der Welt höher als das Weſen der Sittlichkeit, oder es war ein Verbrechen an dem Geliebten. Ein Verbrechen, wenn ihm ihre Seele ganz gehörte, und nicht minder, wenn ſie, wie es mir ſcheint, die tugendhafte Gattin eines ungeliebten und unbedeutenden Gemahls neben der Geliebten, der Seelenfreundin, der Beherrſcherin des größten Genius ſeiner Zeit zugleich ſein und bleiben wollte. Es war ein Verbrechen auch an ſeiner Zukunft, an ſeinem Geſchicke, an ſeinem Glücke, an dem Glücke, das er ſo heiß erſehnte, das er wie Wenige zu würdigen verſtand, an dem Glücke, das der Beſitz einer Häuslichkeit, einer Familie in der Ehe gewährt. Wenn Goethe's Entwickelung hier eine Lücke, ſein Schickſal hier eine dunkle Stelle, ja in ſeinem letzten Verlaufe eine herzerſchütternde Tragik zeigt, ſo wird ein Theil der Schuld nimmer hinwegzunehmen ſein von einer Frau, die kleiner war als das Loos, das ihr die Gunſt des Geſchickes vor ſo viel Tauſenden ſpielend zugewendet hatte.

Die Briefe beweiſen, daß es Augenblicke genug gab, in welchen Goethe dieſe Wahrheit mitten in dem Drange ſeiner Leidenſchaft empfand. Sie ſind voll von Geſtändniſſen, daß ihm die

Halbheit, das Entbehren der Erfüllung einer unzertrennlichen und ungetrennten Vereinigung, wie sie nur die Ehe gewährt, mehr und mehr zur unertragbaren Qual gedieh. Und diese Aeußerungen empfindet man immer als eine Erquickung inmitten der endlos schmachtenden, oft geradezu unmännlichen Weichheit dieser zehnjährigen, übersinnlich sinnlichen Freierei. Noch im Jahre 1786, kurz vor seiner Flucht, als er den Werther neu umarbeitete, schreibt er in solcher Stimmung an die Geliebte: „Ich korrigire am Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“ Und noch aus Italien schreibt er, von Terni, zwei Monate nach seiner Abreise, im Gefühl, wie schmerzlich er die Trennung von ihr empfinde: „Nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als den, unser Leben miteinander zu endigen.“

Was aber den unumstößlichen Beweis giebt, daß sich bei dem Entschlusse zu dieser Fluchtreise nach Italien auch die endliche Reingestaltung und der Abschluß seines Verhältnisses in den Vordergrund der Motive stellte, das ist der Umstand, daß Goethe diesen Entschluß, der ihn schon Jahr und Tag beschäftigte, selbst vor der Geliebten vollkommen geheim hielt. Der Herausgeber der Briefe hat die Wichtigkeit dieses Umstandes sehr wohl empfunden; und da er sich bei der später eintretenden Katastrophe auf die Seite derjenigen stellt, welche Goethe's Verhalten entschieden als einen Treubruch verdammen, so unterläßt er nicht, eine Andeutung zu versuchen, daß seine Klientin um jenen Plan gewußt habe. Aber dieser Versuch ist ein vergeblicher. Der eigne Sohn der

Frau von Stein, Goethe's Zögling, ſpricht es ausdrücklich in ſeiner Selbſtbiographie aus, daß nur der Herzog um Goethe's Reiſeplan wußte, und ſelbſt dieſer, wie aus dem jetzt bekannt gemachten Briefwechſel hervorgeht nicht einmal vollſtändig, da Goethe ſeinen Fürſten nur um einen unbeſtimmten Urlaub gebeten hatte und das eigentlichen Ziel ſeiner Reiſe ſo geheim hielt, daß er ſogar die erſten Briefe an den Herzog aus Rom ohne Angabe des Ortes ſchrieb. Auch widerlegen die von Schöll herausgegebenen Briefe und alle ſonſtigen Umſtände und Zeugniſſe das Gegentheil durchaus. Es müßte denn ſein, das die Korreſpondenz Lücken enthielte, die auch dem Herausgeber unbekannt wären, weil die Empfängerin ſelbſt die hierher gehörigen Briefe vernichtet hätte. Was einen Augenblick auf dieſe Vermuthung leiten könnte, iſt folgende Stelle eines Briefes, den Goethe acht Tage vor ſeiner heimlichen Abreiſe von Karlsbad an die Geliebte ſchrieb und wo es am Schluſſe heißt: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch Alles ſo ſanfte endigen, und die Früchte reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einſamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen aus der wir genommen ſind.“ Dieſe Worte geben allerdings mancherlei zu denken. In Weimar hatte er ſich ſchon lange ſo allein gefühlt, daß er 1786 ſchreiben konnte: „Ich verliere viel, wenn Herder geht“ (Herder hatte einen Ruf nach Hamburg) „denn außer Dir und ihm wäre ich hier allein.“ So ganz hatte ihn ſeine Leidenſchaft erfüllt, daß es ihm wenig deuchte, Rang und Stellung, Alles was ihm Weimar und die Freundſchaft eines Fürſten bot, gern und freudig dem geliebten Weibe

zu opfern, wenn ſie ſich entſchließen mochte, dies Opfer anzunehmen.

Doch ich verfolge eine Vermuthung nicht weiter, welche in einer Zeit, wie jene, wo in den Weimariſchen Kreiſen noch viel abenteuerlichere Löſungsverſuche ähnlicher Wirrniſſe vorkamen, und wo eine Frau jenes Kreiſes, die intime Freundin Goethe's und der Frau von Stein, die Frau von Werthern, geborne von Münchhauſen, ihr eigenes Leichenbegräbniß veranſtaltete, um nach demſelben mit dem Geliebten nach Algier zu entfliehen, — nichts geradezu Undenkbares haben dürfte. Gewiß iſt, daß Goethe ſeinen Fluchtplan lange und im vollkommenen Geheimniß vorbereitete, daß er vorher in Jena italieniſchen Unterricht nahm, daß er alle ſeine Arbeiten, ſeine Papiere, ſeinen Beſitz für lange Abweſenheit ordnete, wichtige Dokumente im Staatsarchive niederlegte, und alle ſeine Briefe, die Korreſpondenz der Jahre ſeit 1779, wo er ein ähnliches, von ihm ſpäter ſchwer bereutes Autodafé veranſtaltet hatte, den Flammen übergab. In ſeinem Geheimniß war ganz allein der Herzog, der nicht zu umgehen war, der Freund, auf deſſen Diskretion er in ſolchen wichtigen Lebensfällen rechnen konnte, ſonſt aber Niemand.* Nicht die Herzogin Louiſe, gegen welche ſelbſt im Momente des Abſchieds ſchweigen zu müſſen, ihm „unausſprechliche Gewalt" koſtete*), nicht die Herzogin Mutter, welche noch viele Wochen ſpäter an Merk ſchrieb, daß Goethe in Karlsbad ſei und daß man ihn bald zurück erwarte: nicht die eigene Mutter, keiner der nächſten Freunde, und auch nicht die Geliebte ſeines Herzens.

---

*) Man leſe Goethe's Brief aus Rom an die Herzogin Louiſe im Weimar's-Album zum Säcularfeſt der Buchdruckerkunſt, S. 102.

Es war nicht Mangel an Vertrauen zu einer Frau, der er zehn Jahre lang alles Geheimſte ſeines Weſens und Lebens, ſeines Denkens und Empfindens ſchriftlich und mündlich vertraut, und deren Verſchwiegenheit er hundertfach erprobt hatte. Es war das Gefühl, daß er von ihr diesmal ſchwerlich Förderung, wohl aber einen Widerſtand gegen ſein Vorhaben erwarten mochte, dem er ſich entweder nicht gewachſen fühlte, oder den er ſich jedenfalls erſparen wollte.

In Italien geſchah, was geſchehen mußte, und es iſt ein Glück, daß es geſchah. Hier endlich fand er ſich ganz wieder, und ganz die Erkenntniß ſeiner Beſtimmung. Körperlich wie geiſtig war er überreizt und überſpannt, als er aus Deutſchland entfloh, und körperlich wie geiſtig fühlte er die Beruhigung dieſes unnatürlichen, Siechthum-ähnlichen Zuſtandes mit dem erſten Athemzuge der Freiheit, der ſeine leiddurchwühlte Bruſt erquickte, als eine unendliche Wohlthat. Dies Gefühl iſt es, das in ſeinen italieniſchen Tagebuchbriefen lebt und jedes Herz wohlthuend anhaucht. Er fühlte, daß er Ruhe, daß er Erfüllung, Natur, Sinnenthum bedürfe nach der odemverſetzenden Feinheit jener ſpiritualiſtiſchen Luft, in der er ſeit vielen Jahren geathmet. Natur und Kunſt, Menſchenart, Himmel, Erde, Meer und Sonne des Südens mußten dazu kommen, um ihn zu heilen, ihn zu befreien, ihn zum Menſchen, zum ganzen, vollen voll und naturwahr empfindenden Menſchen, für ewig zu machen. Er war nie ein gläubiger Chriſt geweſen, trotz aller Askeſe, deren naturverleugendes Märtyrthum er Jahre lang getragen hatte; aber erſt hier in Italien ward er der ſchönheitſelige menſchliche Heide, als der ſeine erhabene Geſtalt hinüberragen wird in die fernſten Zeiten der Erfüllung. Wie Sieges-

jubel des Ueberwinders erklingt in ſeinen Briefen aus Italien das freudige Bekenntniß: „In Rom habe ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt, glücklich und vernünftig geworden," ein Bekenntniß, das er noch dreißig Jahre ſpäter ſtehen ließ, als er jene Briefe veröffentlichte. Hier „fühlte er die Geſundheit ſeiner Natur und ihre Ausbreitung;" — „meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich ſehe nichts, wenn man mich gegen eine Mauer ſtellt." Er war lange genug in engen Schuhen geſtanden, um zu wiſſen, wo ſie ihn drückten, und ſeine Freunde und beſonders ſeine Freundin hätten aus ſolchen Worten ſchon lange vor ſeiner Rückkehr merken ſollen, daß er in keiner Weiſe mehr Luſt hatte, ſich mit den Augen gegen eine Mauer ſtellen zu laſſen. „So alt muß man werden," ruft er einmal aus, „um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben! Es ſind alſo die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden!"

Aber nicht nur ſein Geiſt befreite ſich von den letzten Feſſeln aller Tradition; auch ſein Herz ward frei. Noch war er jung und in der Blüthe männlicher Vollkraft. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht, und es ward ihr gewährt, und die herrlichen römiſchen Elegien geben ein Zeugniß davon, an deſſen unſchuldiger Wahrhaftigkeit ſich jedes geſunde Herz erfriſcht fühlt. Die Entſagung, welche er der überſinnlichen Geliebten gelobt, und für die ſie vielleicht, wie es ſcheint, ihm durch ein ähnliches Gelöbniß einen wahrlich geringen Erſatz gewährt hatte, war das erſte, was in dem Lande naiver Menſchlichkeit von ihm abfiel. Aber auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach, daß auch außer der Freundin daheim noch andere Eindrücke, noch eine andere

geiſtige Befriedigung möglich ſeien. Es war jene Mailänderin, deren holde weibliche Anmuth ihn in Rom entzückte, deren Liebenswürdigkeit ſein ganzes Herz gefangen nahm, und welche aufzugeben ihn nur die Entdeckung, daß ſie bereits verlobt ſei, bewog. Goethe's Liebe zu ihr war viel leidenſchaftlicher, der Schmerz um ihren Verluſt, wie die jetzt bekanntgemachten Briefe beweiſen, viel tiefer, als es der ein Menſchenalter ſpäter abgefaßte Bericht des Greiſes ahnen läßt, und doch geſtand er ſelbſt in jenen ſpäten Jahren, „daß ihm das Bild dieſer reinſten Neigung nie aus Sinn und Seele gekommen ſei.“ Daß eine ſolche Liebe ihm damals möglich war, iſt ein Beweis für ſeine wiedergefundene Geſundheit, für ſeine Wiederkehr zur Natur aus der Ueberſpannung ſeiner letzten Weimariſchen Periode.

Er kam zurück. Ein anderer als er gegangen, während ſeine Zurückgelaſſenen geblieben waren, wie er ſie verlaſſen, vor allen Frau von Stein, die das Leben mit ihm ſo und da wieder fortzuſetzen meinte, wo er es vor zwei Jahren gewaltſam abgebrochen hatte!

Die Kluft war unausfüllbar, ſein Schmerz unſäglich. Niemand, als wer ähnliches durchlebt und durchlitten, vermag es, dieſen Schmerz und die daraus hervorgehende Stimmung ganz nach- und auszufühlen.

Sein Herz blutete noch von der zwiefachen Trennung. Himmel und Erde, Sonne und Luft, Menſchen und Verhältniſſe des Nordens erſchienen ihm unertragbar, wenn er ſie mit denen verglich, die er verlaſſen. Seinen Freunden hatte er von Rom aus den ganzen Schmerz, den ihm die Trennung von Rom und Italien verurſachte, in männlicher Schaam nicht offenbaren mögen.

Er hatte auf ihr Verſtändniß, auf ihr Mitgefühl gerechnet, und — er fand, daß er ſich verrechnet hatte. Sie hatten erwartet, in dem Zurückgekehrten einen Beglückten, fröhlicher Heiterkeit über die wiedererreichte Heimath Hingegebenen, einen unterhaltenden Märchenerzähler zu finden; und ſie fanden einen von tiefer Schwermuth Ergriffenen, deſſen Seele die ferne, verlaſſene Heimath des Südens ſuchte, der die Zerriſſenheit, ja die Verzweiflung ſeines Innerſten nur mühſam verbarg. Lange Trennungen ſolcher Art ſind nur da nicht gefährlich für früher altgewohnte Zuſtände und Verhältniſſe, wo im Verlaufe der Abweſenheit keine weſentliche Entwicklung und Umgeſtaltung des Geſchiedenen durch ſie herbeigeführt wird. Wo aber das Gegentheil ſtattfindet, da tritt unabwendbar mit der Rückkehr eine Kriſis ein, welche den früheren Verhältniſſen und Verbindungen verderblich wird. In dieſem Falle befand ſich Goethe bei ſeiner Zurückkunft nach Weimar. Er ſelbſt mochte ſich in jener leicht begreiflichen Selbſttäuſchung, der ſich das Herz des Leidenden ſo gerne hingiebt, die Gefühle in der Ferne anders ausgemalt haben, mit denen er in der hellen Vollmondnacht des 18. Juni 1788 in die Enge des kleinen Weimar wieder einfuhr.

Und nun — in einer Stimmung und Lebenslage, wo er mehr wie je Ruhe und Einſamkeit zur Sammlung und Aufrichtung bedurft hätte, ſah er ſich von allen Seiten in das ſtrudelnde Treiben des ihm ſchon lange ſowenig ſympathiſchen Hoflebens und der Hofgeſellſchaft geriſſen. Herr Schöll beweiſt aus den Hoffourierbüchern, daß Goethe vom Tage nach ſeiner Ankunft an Monate hindurch, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, täglich zu engeren und weiteren Hoftafeln und Hofgeſellſchaften bei den verſchiedenen

Fürſtlichkeiten befohlen wurde, die Stunden und Abende ungerechnet, wo ihn ſonſt noch ſein Fürſt oder die Fürſtinnen in Beſchlag nahmen. Kaum ein Augenblick der Sammlung durch Ruhe und Arbeit blieb ihm übrig. So gut gemeint das Beſtreben ſein mochte, den lang Entbehrten täglich um ſich zu haben und zu genießen, ſo ſchwer empfand doch der zwei Jahre lang an vollkommenſte Freiheit gewöhnte Dichter die Abhängigkeit ſeiner Zeit von Hof- und Hofgeſellſchaftsdienſt. Und gerade das Gefühl, daß er kein Recht habe, ſich den an ihn gemachten Anſprüchen zu entziehen, ſteigerte ſeinen Unmuth. „Das Fegefeuer ward immer gräulicher.“ Während er ſeinen Schmerz um das Verlorene hier unter erkünſtelter Fröhlichkeit, dort unter ſteifem Ernſte barg, ohne doch die ſchwergedrückte Stimmung ganz den Menſchen entziehen zu können, ſuchte er der Geſellſchaft, den alten Lebensgenoſſen gegenüber Befriedigung in begeiſterten Mittheilungen ſeiner Erlebniſſe in überſtrömenden Schilderungen des Landes und der Menſchen, die er verlaſſen. Aber theils verſtanden ſie weder ſein Entzücken, noch deſſen Sprache, theils hörten ſie aus dieſen Ergüſſen meiſt nur den Schmerz des Verluſtes heraus, und ſie empfanden ihrerſeits dieſen Schmerz des Zurückgekehrten, als eine Beleidigung ihrer ſelbſt, der Zurückgebliebenen, als Undankbarkeit und Kälte, als Herz- und Theilnahmloſigkeit für ſeine Freunde*). Sie gaben ihm zu verſtehen, es wäre beſſer geweſen, gar nicht, als ſo wieder zu kommen, während er ſelbſt ſich doch nur aus reinem „Pflichtgefühl“, losgeriſſen hatte von einem Lande, nach deſſen Verluſte „er ſich nie wieder glücklich gefühlt hat.“

*) Goethe's Werke Th. 58., S. 115—116.

Das Alles mochte für die Freunde erklärlich, dieſer Mangel an liebevollem Eingehen, an Verſtändniß für Goethe's Seelenzuſtand mochte bei Männern eher begreiflich und entſchuldbar ſein. Nicht ſo bei einem liebenden Weibe, bei einer Frau, der dieſer Mann ſein ganzes Selbſt geſchenkt, der er ſich zehn Jahre lang in unendlicher Selbſtverleugnung mit ſeinem ganzen Sein hingegeben, ſich allen ihren Wünſchen und Beſtimmungen wie heiligen Geſetzen und unzerbrechlichen Schranken gefügt hatte. Jetzt war es für ſie Zeit zu beweiſen, ob ihre Liebe der ſeinen gleich kam, ob ſie ſo viel Liebe und Hingebung verdient hatte. Jetzt konnte ſie zeigen, ob ſie ihm in ſeiner peinlichen Noth mehr ſein, ihm mehr Theilnahme und Selbſtverläugung zu bewähren, mehr Verſtändniß entgegen zu bringen fähig war, als die übrigen Freunde. Die Zeit der Prüfung in der Liebe, welche auf dem diamantenen Grunde der Selbſtloſigkeit und Aufopferungsfähigkeit ruht, war für ſie gekommen. Der Geliebte hatte ſie beſtanden über zehn Jahre lang; Frau von Stein beſtand ſie nicht.

Nicht liebevoll ſchonend und tragend kam ſie ihm entgegen, ſondern fordernd und Anſprüche machend, verſtimmt, beleidigt, daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derſelbe ſchmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom weilte, hatte ſie ſich über ſeine „Kälte“ gegen die Freunde in der Heimath beklagt. Goethe's Mutter hatte ſie darüber in einem Briefe an den jungen Stein indirekt zurechtgewieſen. „Daß mein Sohn gegen ſeine Freunde kalt geworden iſt, ſchrieb ſie an den jungen Stein am 22. Februar 1788, das glaube ich nicht. Aber ſtellen Sie Sich an ſeinen Platz, in eine ganz neue Welt verſetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele da-

ran hing — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gut besetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können." Diese an den Sohn geschriebene, aber offenbar für dessen Mutter bestimmte Ermahnung der alten Frau Rath zu Geduld und Schonung, fand jedoch bei Frau von Stein keinen Eingang.

Jetzt bei des Freundes Rückkehr entlud sich ihre Mißstimmung gegen ihn selber. Seine vertrauenden Mittheilungen über die Schicksale seines Herzens wies sie mit unfreundlicher Eifersucht zurück, jeden Versuch der Verständigung und Vermittelung behandelte sie mit beleidigter Gereiztheit und vorwerfender Kälte. Es sollte Alles so sein wie früher, oder gar nicht sein; ganz im Sinne jenes sint ut sunt, aut non sint. Es war hier eben die gewöhnliche Frauen- oder überhaupt Menschennatur, die auch bei den naturnothwendigsten Wandlungen, sobald ihr Herzensegoismus in's Spiel kommt, über das: „es hätte aber nicht anders werden sollen," unter keinen Umständen hinaus kann, und durch keine Motivirung darüber hinwegzubringen ist, daß es eben nicht mehr so sein kann.

Darauf hatte Goethe nicht gerechnet. Schwerer als alles andere ward ihm die Einsicht in einen so lang gehegten, so tiefgewurzelten Irrthum seines Lebens, die Einsicht, daß er sich in seinem Glauben an Charlotte von Stein's Charaktergröße getäuscht. Vier Wochen nach seiner Rückkehr verlangte sie von ihm eine ruhige Unterredung. Er begleitet seine schriftliche Zusage mit den bittenden Worten: Gern will ich Alles hören, was Du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit

meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen, zerissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." Daß er ihr dies erst sagen mußte zeigt wohl am deutlichsten, wie traurig es hier um den Scharfblick jener wahren Liebe stand, die noch immer über das Leid des Geliebten das eigene vergessen hat. Zwei Tage später wünscht er der auf ihr Gut reisenden Freundin, daß ihr die Einsamkeit ihres stillen Schlosses wohl thun, und sie gesunden lassen möge. „Ich will so fortleben wie ich kann, obgleich es eine sonderbare Aufgabe ist." Er wendet sich, sobald nur irgend ihm ein Tag der Muße gestattet ist, zurück zu der errettenden Arbeit, schließt den Tasso ab, und mit ihm und andern Sachen den achten Band seiner Schriften, freilich oft unterbrochen durch die geselligen Ansprüche seines fürstlichen Freundes an seine Zeit, und darüber zuweilen in Verzweiflung (S. 306). So unglücklich fühlte er sich, daß er ernstlich daran dachte, sich ganz auf sich zurückzuziehen und „seine Einsamkeit wieder zu gewinnen, um sie nie wieder zu verlassen" (S. 307), und daß er an seinen Freund Meyer nach Rom schrieb: sein eifrigster Wunsch sei, ihn dort wieder zu finden. In Weimar glaubte man damals längere Zeit fast allgemein, daß er sich gänzlich loslösen und wieder nach Italien zurückkehren werde.

Mit der Freundin hatte er jetzt wie es schien, die Rollen gewechselt. Während er früher, um Herrn Schöll's Worte zu brauchen, von ihr so „kurz gehalten" wurde, daß sie ihm oft die dringend erbetene Erlaubniß eines Besuchs auf ihrem Landsitze aus gesellschaftlichen Rücksichten abschlug, mußte sie jetzt seinerseits eine Einladung dorthin von ihm abgelehnt sehen. „Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde (schreibt er am 31. August 1788),

daß ich ſchwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl, als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will." Dann bemerkt er, ihre Klagen und Vorwürfe beantwortend: „es wird ſich alles geben und auflöſen, man muß nur ſich und den Verhältniſſen Zeit laſſen."

Aber gerade dies ſcheint es geweſen zu ſein, was die in ihren Anſprüchen ſich gekränkt fühlende Freundin weder konnte noch wollte. Und Goethe ſeines Theils konnte und wollte nicht Klagen und Verlangniſſe anhören und beantworten, die er bereits genugſam angehört und beantwortet hatte. Statt deſſen bittet er in einem ſpätern Briefe: „laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genoſſen werden." Seine ertragende Geduld und Sanftmuth war eben ſo groß, als der Mangel an beiden bei der auf's Höchſte erregten Freundin. „Wenn Du es hören magſt," ſchreibt er in einem Briefe, den ich ohne Bedenken in das Jahr 1788 und zwar bald nach jener Unterredung am 21. Juli datire, wohin derſelbe nach aller Wahrſcheinlichkeit gehört — „wenn Du es hören magſt, ſo mag ich Dir gerne ſagen, daß Deine Vorwürfe, wenn ſie mir auch im Augenblicke empfindlich ſind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklaſſen. Auch ſie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, ſo iſt es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es iſt auch ſo viel beſſer, daß man freundlich abrechnet, als daß man ſich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reuſſirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigſten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man

an allen Menſchen zu tragen hat, ſo werden wir ja noch, Liebe, einander nachſehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich ſollſt Du wieder etwas von den ſchönen Geheimniſſen hören."

Dieſe „ſchönen Geheimniſſe" waren ſeine römiſchen Herzensgeheimniſſe, durch deren Mittheilung an die Freundin er tröſtliche Erleichterung ſuchte. Sie wurde ihm nicht. Sein Vertrauen ward ſchonungslos unfreundlich zurückgewieſen. Die Behandlung die er erfuhr, die Anſprüche, welche er erhoben, die Vorwürfe, mit denen er ſich von der gekränkten Fraueneitelkeit überſchüttet ſah, die ganze Art und Weiſe, mit der auch Frau von Stein, „ſtatt ihn zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, ihn zur Verzweiflung brachte,"*) empörten zuletzt ſeinen männlichen Stolz, und ſchlugen Funken aus dem in Italien wiedergewonnen Stahle ſeiner Natur. Den Prätenſionen einer Frau gegenüber, die ſein Weib nicht werden konnte oder es aus falſchem Pietätsbegriffe nicht hatte werden wollen, und die dennoch dem ſieben Jahre jüngeren Manne den Wunſch nach häuslicher Exiſtenz an der Seite eines Weſens, das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte, als ein Verbrechen behandelte, ermannte er ſich endlich zu der Wahrhaftigkeit, welche Natur und Vernunft forderten. Aber er that es mit ſchonender Gelaſſenheit. Frau von Stein hatte ihm geſchrieben, daß ihre Freundſchaft für ihn unverträglich ſei mit dem von ihm geknüpften häuslichen Verhältniſſe, auf das ich weiterhin zurückkommen werde.

„Ich danke Dir," ſchreibt er am 1. Juni 1789, „für den Brief, den Du mir zurückließeſt, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weiſe betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antworten,

*) Werke Bd. 58. S. 115.

weil es in ſolchem Falle ſchwer iſt, aufrichtig zu ſein und nicht zu verletzen."

„Wie ſehr ich Dich liebe, wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen (ihren Sohn, den er ganz erzogen hatte) kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht vorausſah, dem Erbprinzen etwas ſein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederholen. Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art wie Du mich empfingſt, wie mich andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, und die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demſelben Augenblicke hartnäckig wiederholen laſſen: ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menſchen u. ſ. w. Und das Alles, ehe von einem Verhältniß die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

Und welch ein Verhältniß iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher iſt, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht ihnen und der Geſellſchaft vielmehr erſt recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder

geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältniß verloren haben ſollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen."

„Aber das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen, wenn ich mittheilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, haſt Du mich der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt."

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte. Unglücklicherweiſe haſt Du ſchon lange meinen Rath in Abſicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Geſundheit höchſt ſchädlich iſt. Es iſt nicht genug, daß es ſchon ſchwer hält, manche Eindrücke moraliſch zu überwinden, Du verſtärkſt die hypochondriſche quälende Kraft durch ein phyſiſches Mittel, deſſen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingeſehen, und das Du, aus Liebe zu mir, eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hatteſt. Möge Dir die Cur, die Reiſe recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdeſt." —

Der Herausgeber dieſer Briefe hat in jener diätetiſchen Bemerkung über den Einfluß des Kaffees „die höchſte Schwäche der Goethe'ſchen Rechtfertigung" und zugleich das für die Empfängerin

des Briefes Verletzendste gefunden. Ein Unbefangener findet darin schwerlich etwas anderes als denselben Goethe, der sein Leben lang wohl wußte, in wie engem Zusammenhange Gefühl und geistige Stimmung mit der Lebensweise des Menschen, die geistigen Funktionen des menschlichen Organismus mit seiner materiellen Ernährung stehe, und der unter anderm und neben der moralischen Kraft zur Ueberwindung einer krankhaften Stimmung, die er von der Freundin forderte, diese krankhafte Stimmung nicht durch eine ungesunde Lebensdiät noch erhöht sehen wollte. Auch steht die Herrn Schöll in diesem Briefe so mißfällige Warnung vor dem Kaffeegenusse durchaus nicht vereinzelt da. Goethe hatte dieselbe der Geliebten schon früher, zu einer Zeit wo beider Verhältniß in der höchsten Blüte stand, an das Herz gelegt, und zwar, wie aus seinen Briefen vom 31. August 1777 und vom 25. März 1783 hervorgeht, mit gutem Erfolge. Ja wir finden seine diätetische Abneigung gegen den Kaffee selbst an andern Orten, wie z. B. in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ausgesprochen.*)

Diesem Briefe folgt acht Tage später noch ein letzter. Die Stein hatte auf ihrer Badereise Goethe's Mutter in Frankfurt besucht. Er dankt ihr dafür. Er gesteht, „daß ihm nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an sie, und daß ihr derselbe wahrscheinlich eben so unangenehm gewesen zu lesen, als ihm zu schreiben." „Indeß, setzt er hinzu, ist doch wenigstens die Lippe geöffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie wieder gegeneinander schließen mögen.

„Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen

*) Werke (Ausg. letzter Hand) XIX, S. 299.

Dich, das von jeher unbegränzt war; ſobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Menſch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern." Aber er nimmt kein Wort von dem im vorigen Briefe geſagten zurück, ſo ſehr ihm daran liegt, die Freundin ſich wiederzugewinnen. Er erklärt, daß er ſich wieder in ſeine Weimariſchen Verhältniſſe gefunden und daß er hoffe, darin auszuhalten, obſchon ſo Vieles ſich verbinde, ihm dieſen Entſchluß und dieſe Hoffnnng zu ſtören. Die Rauheit des Klimas, das ihn früher oder ſpäter zu manchem Guten untüchtig machen werde; die wachſende Neigung des Herzogs zum Soldatenweſen, wodurch er, der ſich ſo gern ein „Kind des Friedens" nannte, alle ſeine Plane einer ihm gemäßen Lebenswirkſamkeit für Künſte des Friedens und der Bildung beeinträchtigt und gefährdet, und „alles inkonſiſtent und folgenlos werden" ſah; das allgemeine Unbehagen endlich, das ſich dadurch und durch andere Kombinationen über alle Perſonen und Zuſtände Weimars verbreitet hatte.

Aber wie rührend klingt es, wenn er dann auf ſein häusliches Verhältniß, „das ihr ſo ſehr zuwider ſei," zurückkehrend ſagt: „Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen."

Sie that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen, daß derjenige, der ſich ſo viele Jahre lang in Demuth ihr überall untergeordnet hatte (er, der Titan!), ſich jetzt auf ſeine eignen Füße ſtellte; und ihre Leidenſchaftlichkeit ließ ſie überſehen, daß er jetzt, und zwar mit viel größerem Rechte, nichts anderes von ihr forderte, als was er ſelbſt ihr geleiſtet, er, der es über zehn Jahre

lang hatte ertragen müſſen: das Weib, das er liebte und deſſen Seele ihm eigen war, körperlich als eines andern Beſitz zu ſehen. Uneigennütziger hat nie ein Mann geliebt, als er der von ſich ſagen durfte: „Uneigennützig zu ſein in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung*).“

Den Leuten aber, welche hier ſich auf die Seite der Prätenſion und Unnatur ſtellen, und welche einen Goethe in dieſen ſeinen letzten Briefen der Unwahrheit und Unredlichkeit bezüchtigen, und ſein ſittlich erhabenes Andenken mit dem pathetiſchen Ausrufe verunglimpfen: „So ſchlecht beſtand Goethe in der Freundſchaft zu derſelben Zeit, wo er als Dichter der Elegien die deutſche Bildung und Sprache zu einer unvergleichlichen Naturreife und Schönheit hob!“ — dieſen Leuten, die nicht einmal ſehen, daß ſie mit dem Nachſatze jenes Verdammungsausrufes dem Vorderſatze desſelben den Kopf abſchneiden, ihnen thut es noth, daß man inmitten der Heuchelei und ſittlichen Unwahrheit der Welt ihnen zurufe: Da iſt ein geſunder Mann, der ein Weib und eine Häuslichkeit am eigenen Heerde mit ihm bedarf. Und da Frau von Stein, dies nicht werden kann oder nicht werden will, und da er mit ſeiner Liebe zu feſt in ihr verwachſen war, um einer andern Liebe zu bedürfen, oder einer andern jene Liebe geben zu können, ſo nimmt er, was ihm übrig bleibt, ein Weib, das keine weitern Anſprüche an ihn macht, als ſolche, welche ſie ſelbſt gewähren kann, und deſſen anſpruchsloſe hingebende Liebe ſich mit ſeiner ruhigen Neigung begnügt, während ſie ihm gern geſtattet, für das tiefere

*) Werke Bd. 26. S. 291.

geiſtige Bedürfniß ſeines Weſens außer ihr Verſtändniß und Genüge zu ſuchen. So ſteht die Sache, und es giebt nur einen Fall, in welchem Frau von Stein hier Einſpruch thun konnte, nämlich ſobald ſie entſchloſſen war, dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon nichts verlautet, erſcheint ihr Verhalten als das was es iſt: als kleinliche Eiferſucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abſtrakten Liebesſehnſucht in alle Ewigkeit weiter fort ſpinnen zu ſehen*). —

Die hochmüthige Prätenſion, welche ſich in dem Verhalten dieſer Frau bei der Rückkehr Goethe's offenbart, wird noch auffallender und unangemeſſener, wenn man gewiſſe äußere Umſtände in Betracht zieht.

Frau von Stein war bedeutend älter als Goethe. Sie war um die Zeit von Goethe's Rückkehr den Fünfzigen nahe, während Goethe noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht hatte. Sie war nie ſchön geweſen, aber man wird nicht Unrecht thun, wenn man ſie ſich matronenhaft denkt zu einer Zeit, wo Goethe ſelbſt, durch Freiheit und Naturleben des Südens neu geſtärkt, in der Fülle ſeiner Apolliniſchen Schönheit und Kraft erſchien. Als eine Frau von fünfundreißig Jahren war ſie zuerſt dem Siebenundzwanzigjährigen entgegengetreten, als eine Frau, die ſeit zwölf Jahren Gattin und bereits Mutter von ſieben Kindern war. Dies Alles gab ihr, der welt-

---

*) Man vergleiche Goethe's Werke Bd. 49. S. 82.

erfahrenen und weltgewandten adligen Hofdame, über den jugendlichen in der ihn hier umgebenden neuen Welt unheimischen, bürgerlichen Geliebten ein ungeheures Uebergewicht, und sie war Egoistin genug, es voll zu benutzen. Was man überhaupt nie genug in Anschlag gebracht hat, wenn man Goethe's Wesen und die Entwickelung desselben beurtheilte, das ist der Einfluß, den die Liebe zu einer bedeutend älteren, verheiratheten, als Hofdame durch Lebenserfahrung, Stellung, Rang und Verhältnisse lebenssichern Frau auf den jugendlichen Goethe ausüben mußte. Er wurde dadurch mit 27 Jahren in gewissem Sinne Hausvater, wie er fast eben so früh Minister wurde. Er berieth ihre verwickelten Familien- und Geldverhältnisse, übernahm freiwillig die Erziehung und Bildung eines ihrer Knaben im vollen Umfange des Worts, und wurde so in einen Kreis von Sorgen und Pflichten hineingezogen, welche die Ausgelassenheit und den genialen Schwung der Jugend schnell von ihm abstreifen mußten, wenn auch nicht schon ohnehin die immer in solchen Fällen eintretende Nothwendigkeit: den Unterschied der Jahre durch männliche Frühreife vergessen zu machen, das ihrige gethan hätte. Die ältere Frau bleibt geistig jung durch den jüngeren Geliebten, der durch sie altert oder wenigstens äußerlich den Formen und Gewohnheiten der Jugend entrückt wird.

Daß Goethe den jungen Stein zu sich nahm, unterrichtete und erzog, war keine sentimentale Grille, sondern ein sehr ernster Freundschaftsdienst. Der Mann, um dessentwillen Frau von Stein die Hand eines Goethe verschmähte, war eine im hohen Grade unbedeutende, durchaus subalterne Natur, zu dem die begabte Frau nicht das geringste geistige Verhältniß hatte. Auch beküm-

merte er ſich um Frau und Kinder ſo gut wie gar nicht. Der eigne Sohn, eben jener Friedrich von Stein, den Goethe erzogen hat, ſagt von ihm, daß außer ſeinem Hofdienſt auch ſein Hang zur Geſellſchaft ihn der Familie und dem eignen Hauſe völlig entfremdete, obſchon Frau von Stein in demſelben die anmuthigſte Geſellſchaft um ſich verſammelte, und „daß ſeine Kinder ihn eigentlich gar nicht zu ſehen bekamen, da er Mittags bei Hofe ſpeiſ'te und Abends faſt immer in Geſellſchaft war.“ Er war ein guter Hofſtallmeiſter, beſaß ein ſchönes Aeußere und „im hohen Grade den Ton der feinen Welt.“ Nebenbei hatte er einen religiös-pietiſtiſchen Hang, der ſich ſpäter bis zur Gemüthskrankheit ſteigerte. Unter ſolchen Umſtänden war es ein großes Glück, daß der Sohn dieſes Mannes in Goethe einen zweiten Vater fand, an den er ſich denn auch faſt noch mehr als an die eigne Mutter mit voller Kindesliebe anſchloß. Noch als Mann geſtand er, daß er Goethe ſeine ganze Jugenderziehung verdanke, die ein Muſter ihrer Art geweſen ſei. Mehrere Jahre lang, bis zur italieniſchen Reiſe, lebte er ſogar bei Goethe in deſſen Hauſe, der ihn vollſtändig, ſogar im Schreiben unterrichtete, ihn auf Reiſen mitnahm, getrennt von ihm ſtets in ſchriftlichem Verkehr mit dem Knaben blieb, an den er ſogar aus Italien die liebenswürdigſten Briefe ſchrieb, und zu dem er auch nach dem Bruche mit der Mutter das liebevoll ſorgende Verhältniß des Pflegevaters fortſetzte, ſeine Studien leitete, ſeine Staatsdienſtlaufbahn thätig förderte, und ihm und der Mutter hierin überall mit Rath und That zur Seite blieb. Schon der Hinblick auf dieſes Verhältniß hätte die Frau von Stein mildern Sinnes gegen Goethe ſtimmen ſollen, und es macht einen eignen Eindruck, wenn ſie nach ſolchen Vorgängen und unter ſol-

chen Umſtänden, in einem Briefe an ihren Sohn vom Jahre 1801, den Pflegevater, Erzieher und Förderer deſſelben, bei Gelegenheit von deſſen lebensgefährlicher Krankheit, die ſie dem Sohne meldet, nur als „unſeren ehemaligen Freund Goethe“ bezeichnet. „Ich wußte nicht, daß unſer ehemaliger Freund Goethe mir noch ſo theuer wäre, daß eine ſchwere Krankheit, an der er ſeit neun Tagen liegt, mich ſo innig ergreifen würde.“ Dann beſchreibt ſie die Krankheit, und fährt fort: „entweder meldet Dir mein Brief ſeine Beſſerung oder ſeinen Tod, eh' laß ich ihn nicht abgehen.“ In demſelben Briefe berichtet ſie, daß Goethe's eilfjähriger Sohn Auguſt während der Krankheit des Vaters ſeine Zuflucht zu ihr genommen: „Der arme Jung dauert mich, er war entſetzlich betrübt, aber er iſt ſchon gewohnt, ſein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Claſſe ſeiner Mutter 17 Gläſer Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ — Ich weiß nicht, wie Andere dieſe Aeußerung berührt, aber mich überläuft es kalt bei dieſem kahlen: „der arme Jung dauert mich,“ aus dem der Haß gegen die Mutter des Kindes ſo unverſtellt hervorblickt. Wie anders empfindet da Goethe. Er hatte ihr wiederholt ſein Kind empfohlen und an's Herz gelegt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen (ſchreibt er den 7. Sept. 1796), daß er ſich Ihrer Gegenwart erfreuen und an Ihrem Anblicke bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm ſo wohl wollen.“ In demſelben Briefe, in welchem er ihr meldete, daß er eine wichtige Entſcheidung des Herzogs für ihres Sohnes Lebensgeſchick glücklich vermittelt, empfindet ſein Herz es als eine Wohlthat, daß ſie es über ſich bringt, ſein eignes Kind nur zu-

weilen eine Stunde in ihrer Nähe zu dulden! In einem andern Briefe ſchreibt Frau von Stein von dem fünfzehnjährigen Knaben Goethe's: „Der Bube kommt mir auch vor, als könne er nicht lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm (Goethe'n) ſtirbt."

Dagegen für die Mutter des Knaben empfand ſie nie etwas anderes, als tiefe, haſſende Verachtung, die ihrer eben ſo unwürdig als ungerecht war. Vergeblich mahnte ſelbſt Herder zum Frieden, als am 25. December 1789 Goethe's Sohn am Chriſtfeſte, dem Geburtstage der Frau von Stein, geboren wurde. Es half nichts. Zwar iſt bisher, außer einigen kurzen Billetten an ihren Sohn, auch nicht ein einziges Blatt von den Briefen der Frau von Stein veröffentlicht worden. Die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, von einem geheimſten Verhältniſſe nur die eine Hälfte bloszulegen, und die andere vollſtändig zu verhüllen, ſcheint man bisher nicht empfunden zu haben. Indeſſen hat ſie nur zu neuer Verherrlichung Goethe's gereicht. Wenn man aber mit gleicher Offenheit gegen die andere Seite verfahren, und ebenſo, wie die Goethe'ſchen Briefe, auch die Briefe der Frau von Stein an Goethe und andere Freunde, beſonders die nach dem Jahre des Bruchs geſchriebenen, der Welt mittheilen wollte, — ſo würde aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht das gleiche Reſultat für die von manchen Seiten kanoniſirte Heilige gewonnen werden. Schon jetzt ſehen wir genug, um auch in ihr „zwei Naturen" zu erkennen, wie ſie deren zwei in Goethe gefunden zu haben meinte. Nicht ihre edle Natur erſcheint in jenem leidenſchaftlichen Haſſe, mit dem ſie ein Verhältniß verfolgt, das ſie in andern Regionen ſo gut zu übertragen verſtand; in der höhnenden Verachtung, mit der ſie die gehaßte

Nebenbuhlerin immer nur als „die Perſon," „ſeine Demoiſelle," „ſeine Maitreſſe" bezeichnet, ihr das entwürdigende Laſter des Trunks, ja das entſetzliche Verbrechen der Verleitung des eignen Kindes zu jenem Laſter nachredet! und das Alles in Briefen an ihren Sohn, der in Goethe ſeinen geiſtigen Vater ehren und lieben mußte!

Wenn man alle dieſe Aeußerungen Charlotten's zuſammennimmt, erhält man das, freilich allen Verfechtern des reinen Platonismus in dem Verhältniſſe der Frau von Stein zu Goethe ſehr unliebſame, aber doch darum nicht weniger wahre Reſultat: daß ſo nur eine Frau fühlen und —ſprechen konnte, die dem Manne, dem ſie ſeine „Untreue" ſo leidenſchaftlich vorwarf, nicht eine nur platoniſche Herzensfreundin geweſen war — ein Reſultat wofür denn auch aus dem Briefwechſel ſelbſt der überzeugende Nachweis ſich führen läßt und geführt worden iſt.*) Die eigentliche Hauptlücke in dem Verhältniſſe zwiſchen Goethe und ſeiner von ihm abgefallenen Freundin, fällt in die Jahre von 1790—1793. Zu Ende des letzteren ſtarb endlich, gemüthskrank und ſchwachſinnig, der Gatte der Frau von Stein. Von da ab finden wir in den Briefen Goethe's an den jungen Stein Spuren einer erneuten Annährung. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Wittwe jetzt die Möglichkeit einer Verheirathung mit Goethe nahe treten mochte, wenn ſich derſelbe dazu entſchloß, ſeine freie Ehe, der des Prieſters Segen fehlte, zu löſen. Sie mochte vielleicht darauf ſogar ſicher gerechnet haben. Wenigſtens wäre das Gegentheil eben ſo wunderſam, als jene Anſicht und Hoffnung durchaus natürlich. Daß aber

*) So z. B. von Edm. Hoefer: Hausblätter 1861 Heft X und XI.

Goethe, der ſeine geiſtigen Bedürfniſſe perſönlichen Freundſchaftsverkehrs durch die innigere Verbindung mit Schiller, durch das lebendige Verhältniß zu Herder, Zelter, Heinrich Meyer, F. A. Wolf und Humboldt, durch den Zuſammenhang mit Jena, das damals in ſeiner höchſten Blüthe ſtand, gerade während dieſer Periode überreich befriedigt ſah, — daß Goethe damals nicht mehr den Verluſt ſeines alten Verhältniſſes zur Frau von Stein als eine unausgefüllte Lücke empfinden konnte, iſt eben ſo gewiß, als daß es ihm unmöglich war, ein Weib zu verſtoßen, das er ſelbſt gewählt, und das dem Vater ihrer Kinder mit herzlicher, anſpruchloſer Neigung anhing, während es dem großen Genius ſich in Demuth und Beſcheidenheit unterordnete. Aber das Schlimmſte geſchah, das Schlimmſte im Sinne der Frau von Stein: Goethe erhob, nicht aus zufälliger Laune, ſondern nach lang und reiflich bedachtem Entſchluſſe, die Mutter ſeines Sohnes zur Frau Geheimräthin von Goethe! Die Art, wie Frau von Stein dies Ereigniß mitten aus dem Entſetzen des ungeheuerſten Kriegselends, das um jene Zeit über Weimar und auch über ihr Haus zerſtörend eingebrochen war, ihrem Sohne meldet, iſt bezeichnend: „Goethe hat nichts verloren. Während der Plünderung*) hat er ſich mit ſeiner Maitreſſe öffentlich in der Kirche trauen laſſen. Dies war die letzte hieſige kirchliche Handlung, denn alle unſere Kirchen ſind nun Lazarethe und Magazine.“

Schon vorher hatte ſie ihrem Unwillen über jenes Verhältniß in kleinlicher Weiſe Luft gemacht. Die Herzogin Louiſe, mit der ſie in vertrautem Verkehre lebte, ſah ſich, wie uns Herr Schöll

*) Dies iſt unrichtig.

meldet, oft genöthigt, bei ſolchen Gelegenheiten Goethe gegen ihre Anſpielungen in Schutz zu nehmen. Goethe ſelbſt hatte derartiges Verletzende und Beleidigende in einer Weiſe von ihr zu ertragen, daß er oft ſeine Geduld auf die härteſten Proben geſtellt ſah, und mehr als einmal nahe daran war, den wieder angeknüpften geſelligen Verkehr für immer abzubrechen. Als er ſeine Stella umarbeitete (1806), ſchrieb Frau von Stein ihrem Sohne mit unverhehlter Bitterkeit: „Neulich wurde ſeine alte Stella gegeben, er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erſchießt ſich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Beſſer wäre es geweſen, er hätte Stella ſterben laſſen, doch nahm er mir's ſehr übel, als ich dies ſagte." Man ſieht, die Rollen ſind ſeit der Zeit, wo ihr Goethe ſchrieb: „beſſer wäre es geweſen, wenn ſich der Verfaſſer des Werther nach Vollendung des Werks erſchoſſen hätte,*)" vollſtändig gewechſelt. Dazu kam, daß Goethe ſeit der Wiederanknüpfung des Verhältniſſes auch an die Freundin ſeine meiſten Briefe nicht mehr eigenhändig ſchrieb, ſondern ſeinen Sekretairen diktirte. „Weil er alle Briefe nur diktirt," ſo klagt Frau von Stein ihrem Sohne (1808), „ſo kann er doch nie ganz offen ſein." Aber auch in den eigenhändig geſchriebenen Briefen kehrt das vieljährige Du nie mehr zurück.

Indeſſen geſtaltete ſich nach und nach, beſonders durch Goethe's liebevolle Langmuth, ein anſtändiges freundlich geſelliges Verhältniß auf gegenſeitige Lebenstheilnahme gegründet, das am Ende eine Nothwendigkeit war zwiſchen zwei gebildeten Menſchen, die

*) S. oben S. 108.

ſchon um der Stellung willen, die ſie zum Hofe und zur Geſellſchaft einnahmen, unmöglich als verfeindete und einander ausſchließende an einem ſo kleinen Orte leben konnten. Schon 1804 meldet ſie dem Sohne, daß ſie regelmäßig alle Donnerſtage zu Goethe auf den Genuß ſeiner Kunſtſammlungen geladen ſei, „wobei ſie ſich“ wie ſie ſeltſam genug hinzuſetzt „immer noch eine Dame mitnehme!“ Später finden wir, daß Goethe ihr Briefe ſeines Sohnes mittheilt und mittheilen läßt, ſie mit ſeinen neueſten Werken unterhält, Geldſachen und anderes für ſie beſorgt; und auch die alte Freundin wird nach und nach etwas milder und verſöhnlicher. Im Jahre 1810 darf er ſie ſchon bitten, in ſeiner Abweſenheit „den Seinigen, die er länger als billig allein laſſe, etwas Liebes zu thun;“ während ſie den zur Univerſität gehenden Sohn des Freundes beſchenkt, und auch dem Freunde ſelbſt Arbeiten ihrer Hand verehrt. Und ſo verlaufen denn die letzten gemeinſam verlebten Jahre in friedlich theilnehmendem Zuſammenhange.

Frau von Stein ſtarb den 6. Januar 1827, nach vollendetem fünfundachtzigſten Lebensjahre. Vor ihrem Tode ließ ſie ſich ihre eignen, an Goethe gerichteten Briefe zurückgeben, und vernichtete dieſelben mit einer Anzahl handſchriftlicher Gedichte von Goethe, indem ſie beides trotz der Bitten einer Freundin den Flammen übergab. Wir wiſſen nicht, wie Goethe dies empfunden hat, der groß genug dachte, das Verlangen der Rückgabe ihrer Briefe nicht durch ein gleiches in Betreff der ſeinigen zu erwiedern. Aber das wiſſen wir, daß ihn dieſer Tod ruhig ließ, und daß keine Zeile, wie die tiefempfundenen auf den Tod ſeiner Gattin, jenen Todestag bezeichnete. Vielmehr leſen wir in dem Briefe, welchen er zwei Tage ſpäter, am Begräbnißtage der Frau von Stein, an

Zelter ſchrieb: „Ich kann dagegen vertrauen, daß es mir dieſe Tage her, ſehr wohl gegangen iſt, indem Herr von Humboldt länger, als ich erwarten durfte, bei uns verweilte, und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das Allerſchönſte auszufüllen. Mancherlei anderes Gute will ich nicht artikuliren.“ —

Sie hatte verordnet, daß man ihren Sarg nicht an Goethe's Hauſe vorübertragen möchte, weil es ihn angreifen könne. Ihre Anweiſung ward nicht befolgt, und Goethe's Verhalten zeigt, daß jene Vorſorge überflüſſig war. In ſeinem Herzen war die leidenvolle Leidenſchaft für dieſe Frau längſt begraben, und der Tod mußte ihm in mehr als einem Sinne hier als verklärender Befreier erſcheinen.

Unſer Urtheil aber über Frau von Stein's Verhalten gegen Goethe faßt ſich zuſammen in dem Worte des großen engliſchen Menſchenkenners, welches wir dieſem Abſchnitte als Motto vorgeſetzt haben.

Chriſtiane Goethe.

„Viele der Veilchen zuſammen geknüpft, das Sträußchen erſcheint
Erſt als Blume; Du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.“ *)

„Aus Italien dem formreichen, war ich in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen, heiteren Himmel mit einem düſtern zu vertauſchen. Die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne ſchien ſie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, niemand verſtand meine Sprache. In dieſen peinlichen Zuſtand wußte ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche ſich der äußere Sinn gewöhnen ſollte, der Geiſt erwachte ſonach und ſuchte ſich ſchadlos zu halten.“

Mit dieſen Worten ſchilderte Goethe der Greis, über ein Menſchenalter ſpäter, jene unglücklichſte Zeit ſeines Lebens, zu

*) Dies Diſtichon mit der Ueberſchrift C. G. (Chriſtiane Goethe) richtete Goethe an ſie in den Votivtafeln im Jahre 1796. S. Boas Xenienkampf I., S. 278.

deren Betrachtung ihn der Rückblick auf die Geſchichte ſeiner botaniſchen Studien gelenkt hatte.*)

Von menſchlicher Theilnahme verlaſſen, ſuchte und fand er Troſt und Zuflucht bei der allheilenden Natur. Er ſammelte die Reſultate ſeiner botaniſchen Studien in einer Schrift „über die Metamorphoſe der Pflanzen," während er ſeine Naturauffaſſung zugleich zu einer der ſchönſten ſeiner Elegien geſtaltete. Mit beiden erging es ihm ſchlecht. Sein Verleger, dem er die erſtere anbot, lehnte es ab, durch den Druck dieſer wenigen Bogen, wie Goethe es nennt, „im ſchlimmſten Falle, ein ſo geringes Opfer zu bringen, das ihm einen fruchtbaren, friſch wieder auftretenden, zuverläſſigen, genügſamen Autor erhalten hätte." Es war aber, wie er weiter bemerkt, eine Zeit, wo Deutſchland nichts mehr von ihm wußte noch wiſſen wollte, wo mit Schiller ein neuer Stern aufgegangen ſchien, und wo das beginnende politiſche Intereſſe faſt jedes andere zu vernichten drohte. Doch gelang es ihm endlich einen Verleger zu finden, und die kleine Schrift in eine Welt zu ſenden, welche die wiſſenſchaftlichen, genialen Naturblicke eines Dichters, weil er eben ein Dichter und vor allem kein zünftiger Profeſſor war, zunächſt mit geringſchätzigem Achſelzucken aufnahm, wobei ſich die mit Freiexemplaren beſchenkten Freunde am thätigſten erwieſen.

Nicht beſſer erging es ihm mit dem Gedichte, durch welches er die „übrige liebenswürdige Geſellſchaft, beſonders der Freundinnen," die ſchon früher mit ſeinen Naturſtudien ſich ſehr unzufrieden gezeigt hatten, „zur Theilnahme zu locken ſuchte." „Nur einer Einzigen war jenes anmuthvolle Gedicht höchſt willkommen,

*) Werke, Bd. 58. S. 115.

der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden. Sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckiſcher und neckender Anſpielungen."

Dieſe Eine, die „eigentlich Geliebte", war Chriſtiane Vulpius; die Erfüllung jenes Verhältniſſes „ſchöner vollkommner Neigung" war die Geburt von Goethe's erſtem, ſpäter einzigen Sohne.

Mit größerer Ungerechtigkeit wie das Andenken dieſer Frau iſt kaum ſonſt das Gedächtniß irgend einer andern unter ihren Zeitgenoſſinnen verunglimpft worden. Wir haben aus den Briefen der Frau von Stein geſehen, wie dieſe „Edelſte ihres Geſchlechts" die niedriggeborne glückliche Nebenbuhlerin behandelte. Andere werden ſchwerlich ſäuberlicher verfahren ſein mit der Frau, die eine ſo vielbeneidete Neigung und Stellung gewann, und achtundzwanzig Jahre lang bis an ihren Tod zu behaupten wußte. Man hat ſich darin gefallen, Goethes Häuslichkeit als ein widrig unſchönes Bild darzuſtellen, und noch im Jahre 1804 ruft Frau von Stein pathetiſch aus: „der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben ſollen! Doch hat auch er zwei Naturen!" und ein andermal meint ſie: „Frau von Stael hat ihm, glaube ich, das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei ſich zu ſehen, als bisher es ſeine Umgebung war!" Wir haben die Wahl, wem wir mehr glauben ſollen: der gereizten Eiferſucht einer Frau, welche mit den Augen der Abneigung ſah, oder der Stimme des Mannes, deſſen Zeugniß wohl um ſo mehr Glauben

verdient, als es aus Neigung ohne Leidenſchaft hervorgehend, ſich ein ganzes Leben lang gleich blieb. Ich denke die Wahl kann nicht ſchwer ſein.

Als Goethe aus Italien zurückkehrte, lebte die Familie Vulpius in drückenden Umſtänden. Der Vater war ein wüſter Menſch, ein Trinker, und ſo degradirt, daß er oft ſeine eigenen Kleider verſetzte, um nur Geld zum Trinken zu haben, das ſeine Töchter ihm zuletzt verſagen mußten. Dieſe nährten ſich ehrbar vom Verfertigen künſtlicher Blumen, Stickerei und ſonſtiger Handarbeit, und waren in keiner Weiſe ungebildet, vielmehr konnten ſie, bei einer gewiſſen geiſtigen Begabung, für bürgerlich wohlerzogen nach damaligen Begriffen gelten. Ihr Bruder hatte in Jena ſtudirt, aber ſich mehr mit der franzöſiſchen und italieniſchen Literatur als mit ſeinem Fachſtudium beſchäftigt. Durch Ueberſetzungen der romantiſchen Ritterbücher gewann er um die Zeit als Goethe zurückkehrte, einen kärglichen Unterhalt. Um für die Förderung ſeiner Beſtrebungen Goethe's Protektion zu gewinnen, vermochte er die Schweſter, dieſem eine Bittſchrift zu überreichen. Es geſchah im Jahre 1788 auf einem Spaziergange im Park. Chriſtiane Vulpius war damals in der erſten Blüthe friſcheſter Jugend. Der Kopf von der Fülle heller goldbrauner Locken umgeben, die Geſtalt klein und zierlich von reizender Fülle, der Ausdruck des vollen runden Geſichts mit den lachenden Augen, den ſchwellenden Lippen, der ſtrahlenden Geſundheit entſprach ihrem heitern, originell freimüthigen naiv tüchtigen Weſen. Ich habe ſie wohl von Leuten, deren Erinnerung noch in jene Zeiten hinabreichte eine Bettina des Bürgerſtandes nennen hören. Adele Schopenhauer ſagte einmal: ſie habe mit ihrer Lockenfülle, ihren vollen Lippen und runden

Formen wie ein jugendlicher Dionyſos ausgeſehn. Ihr Portrait wird vervollſtändigt durch das Gedicht Goethe's, das unter der Ueberſchrift „Verſunken“ in dem Buche der Liebe des Weſtöſtlichen Diwans aufgenommen iſt, und mit den Zeilen beginnt:

Voll Locken kraus ein Haupt ſo rund! —
Und darf ich dann in ſolchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl ich mich von Herzensgrund geſund!

Goethe war gleich bei der erſten Begegnung von ihrer Schönheit überraſcht, von ihrer Naivetät angezogen, und gefeſſelt von der Natürlichkeit und dem Verſtande, womit ſie ihm ihre Noth und die Verhältniſſe ihrer Familie auseinanderſetzte. Er verſprach, ſich für ihren Bruder zu verwenden, und forderte ſie auf nach einiger Zeit wiederzukommen. Das geſchah zur beſtimmten Friſt. Aber es war noch nichts entſchieden; ſie kam nach Verlauf einer andern Friſt auf Goethe's Geheiß wieder, und jetzt konnte er ihr Ausſichten auf die Gewährung ihres Geſuchs eröffnen. Verehrung und Dankbarkeit, bald zur hingebenden Liebe geſteigert, begegneten in Goethe einer Neigung, deren beglückendes Gefühl er in dem Gedichte „die Metamorphoſe der Pflanzen“ ſo anmuthsvoll ausgeſprochen hat. Sie wurde ihm bald die lernbegierige Schülerin und Genoſſin jener botaniſchen und chromatiſchen Studien und Beſchäftigungen, in denen damals ſein verwundetes Gemüth Ruhe und Heilung ſuchte. Und wie er dies in ſeinen biographiſchen Mittheilungen dankbar erwähnt, ſo vergißt er dort auch nicht hervorzuheben, daß er dieſem glücklichen häuslichen Verhältniſſe, das ihn auf die lieblichſte Weiſe zu erquicken wußte, Muth und Stim-

mung zu den ſchönſten poetiſchen Schöpfungen verdankte.*) Zu dieſen gehören außer den Römiſchen Elegieen und den Venetianiſchen Epigrammen, die auf die geliebte direkt bezüglichen Gedichte: „Morgenklage," „der Beſuch," „der Becher" u. a. m. Nicht ohne Bezug auf das Verhältniß des Lehrers zu der Lernenden ſchrieb er ſpäter in Dichtung und Wahrheit jene Bemerkung nieder, die wir im fünften Buche über eine ſolche Wechſelbeziehung zwiſchen Liebenden leſen, aus welcher ein eben ſo gründliches als angenehmes Verhältniß zu entſtehen pflege. Die Geliebte erblicke, ſo heißt es dort, in dem Geliebten den Schöpfer ihres geiſtigen Daſeins, und er in ihr ein Geſchöpf, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Willen ſeine Vollendung verdanke. Bald nahm Goethe die Geliebte ſammt ihrer Schweſter und Tante ganz in ſein Haus. In dem lieblichen Gedichte: „Gefunden," kleidet er mehr als zwanzig Jahre ſpäter dieſe Verpflanzung in die anmuthigſte Parabel ein, welche die Ueberſchrift „Gefunden" trägt:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Walde ſah ich
Ein Blümlein ſtehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Aeuglein ſchön.

*) Goethe's Werke Bd. 30, S. 193. Bd. 31, S. 14.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus:
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort*).

Chriſtiane Vulpius war am 13. Juli 1788 ſein Weib geworden ohne Prieſterſegen, und blieb es bis zum Jahre 1806, wo Goethe ſeiner Ehe auch die vom Staate geforderte Form geben ließ. Daß dies nicht früher geſchah, war, wie es noch Lebende aus ihrem eigenen Munde vernommen, nur ihre Schuld. Es war wie man mir verſicherte, nur die Schuld ihrer großen Beſcheidenheit und Demuth, die ſich mit jeder Exiſtenz neben Goethe begnügte; wie ſie denn auch als Frau von Goethe gar keine Prätenſionen gemacht und nichts in ihrem Verhalten zu ihm geändert hat.

Wie ihre Liebe die Reife ſeines kräftigen Mannesalters verſchönte, ſo war und blieb ſie ihm bis ans Ende ihres Lebens die ſorgſamſte Hausfrau, deren Umſicht und Thätigkeit ſein Hausweſen ſtets im geregelten Gange hielt, die durch keine Zwiſchenfälle zu

---

*) Goethe betitelte dies Gedicht in einem andern mit der Ueberſchrift: „Im Vorübergehn."

dekontenanziren, alles Verdrießliche und Störende des täglichen wirthschaftlichen Kleinlebens dem verehrten Manne fern zu halten, seine Launen zu ertragen, seinen Mißmuth durch ihre naive Heiterkeit und Lebensfreudigkeit zu verscheuchen, und so ihm seine Existenz ganz in der von ihm gewünschten Weise, zu freier Verwendung für sein Amt, seine Studien, seine künstlerische Thätigkeit zu gestalten verstand.

Daß diese Anspruchslosigkeit ihres Wesens Goethe an sie fesselte, ist ein ehrenvolles Zeichen seiner dankbaren Natur. Es ist nicht bekannt geworden, daß er dies dankbare Festhalten je bereut habe; wohl aber, daß er die unzähligen Anfechtungen, die er deshalb zu erleiden hatte, mit großartiger Geduld ertrug, daß er jede Beleidigung seiner „kleinen Freundin" als eine ihm selber zugefügte Verletzung empfand, und jeden Mangel an Achtung gegen dieselbe, auch wenn er von einer Bettina ausging, mit unerbitterlicher Strenge ahndete. Als in den Tagen nach der Jenaer Schlacht der Muth und die Geistesgegenwart Christianens sein von französischen Plündrern bedrohtes Leben rettete, da führte Goethe, die Zeit benutzend, den langgehegten Entschluß aus, seiner Ehe die übliche kirchliche Weihe geben zu lassen, nachdem er bereits längere Zeit vorher die bürgerliche Legitimirung seines Sohnes erwirkt hatte. Und wie Weimar noch heute die Stadt zahlloser Traditionen ist, so findet man auch selbst über das Aeußerliche jenes Vorganges das Widersprechendste berichtet. Wir sahen oben*), daß selbst Frau von Stein ihrem Sohne darüber Falsches berichtete. Ein „Zeitgenosse" erzählt (in der kleinen Schrift: „Aus

*) S. oben S. 132.

Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen. 1849.) „daß die Trauung am 17. October 1806 in der Jakobskirche, ohne alles Aufsehen erfolgt sei, so daß Goethe sich mit Demoiselle Vulpius zu Fuße dahin begeben und die Stadt erst am folgenden Tage Kunde davon erhielt." Riemer dagegen berichtet, nachdem er die Beweggründe Goethe's zu jenem Schritte auseinander gesetzt und hinzugefügt, daß alle Freunde und Verehrer des Dichters, diesen Schritt als einen längst erwarteten gebilligt: „Und so war es denn am 19. October, der erste Sonntag nach der Schlacht vom 14., wo Goethe, mit seiner Gattin, seinem Sohne und mir als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakristei den Akt der Trauung vollziehen ließ." — Einen ausführlichen Bericht über den ganzen Hergang der Sache lieferte H. Düntzer in einem kleinen Aufsatze der Kölner Zeitung, den ich hier der Vollständigkeit wegen unten anfüge.*)

*) H. Düntzer schreibt: Gar viel ist über die Trauung, zu welcher Goethe nach den in Folge des Unglückes von Jena über die Stadt Weimar hereingebrocheuen Schreckenstagen sich verstand, gefabelt, geschmäht und gewitzelt worden. Auch jetzt, wo denjenigen denen es um thatsächliche Würdigung zu thun ist, zuverlässige Mittheilungen zu Gebote stehen, dürfte ein urkundliches Zeugniß Goethe's selbst von besonderem Werthe sein. Es ist uns vergönnt, ein solches zu veröffentlichen. Am 17. October 1806, als die Franzosen Weimar noch besetzt hielten, empfing Herders Nachfolger, der Ober-Consistorialrath Günther in Weimar, folgenden, ohne Zweifel an demselben Tage, einem Feiertage, geschriebenen Brief von Goethe:

„Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die soviel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine."

„Sie iſt immer meine Frau geweſen," mit dieſen Worten ſtellte er ſie am Tage darnach ſeinen glückwünſchenden Hausfreunden, ſowie denjenigen Familien vor, welchen er die hergebrachten Beſuche zu machen nicht unterließ. Dies Wort war

---

„Sagen Sie mir, würdiger geiſtlicher Herr und Vater, wie es anzufangen iſt, daß wir ſo bald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was ſind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht ſelbſt verrichten? Ich wünſchte, daß ſie in der Sakriſtei der Stadtkirche geſchähe.

„Geben Sie dem Boten, wenn ſich's trifft, Antwort. Bitte.

Goethe."

Man ſieht, Goethe betrachtete die Trauung als eine bloß bürgerliche Handlung, wobei er es möglichſt vermied, den Geiſtlichen, an den er ſich deßhalb wenden mußte, in ſeiner geiſtlichen Würde zu verletzen; redet er ihn ja in recht feierlicher Weiſe als „würdigen geiſtlichen Herrn und Vater" an. Er wünſcht, daß die Handlung in aller Stille aber in vollſter Feierlichkeit durch den Ober-Conſiſtorialrath ſelbſt geſchehe. Die Trauung kann ihm nicht raſch genug erfolgen; Weimar ſollte ſomit überraſcht werden und er möchte einen für ihn immer peinlichen Vorgang ſo bald als möglich, da er ſich einmal feſt dazu entſchloſſen hatte, hinter ſich haben, nach ſeinem Grundſatze, das Unangenehme möglichſt raſch abzuthun. Auch die Veranlaſſung, wodurch er ſich endlich zu dieſem längſt beſchloſſenen Schritte bewogen finde, deutet er beſtimmt an. Die Trauung ward wirklich am Morgen des 19., aber in der Sakriſtei der Schloßkirche, in Gegenwart von Goethe's Sohne und Riemer, dem Hofmeiſter deſſelben, vollzogen. In dem Kirchenbuche der Hof- und Garniſonkirche findet ſie ſich alſo eingetragen: „Sr. Excellenz Herr Johann Wolfgang von Goethe, Fürſtlich Sächſiſcher Geheimer Rath allhier, mit Demoiſell Johanna Chriſtiana Sophia geb. Vulpius, des weiland Herr Johann Friedrich Vulpius, Fürſtlich Sächſiſchen Amtscopiſtens allhier, hinterlaſſene älteſte Tochter, ſind Dom. XX post Trinitatis als den 19. October 1806 in allhieſiger Fürſtlicher Hofkirchen Sakriſtei von dem Herrn Ober-Conſiſtorialrath Günther in der Stille copuliret worden." Wie die weimarer Damenwelt ſich darüber entſetzte, iſt bekannt. H. Düntzer.

die Wahrheit, und alle nächſten wahren Freunde Goethe's hatten Chriſtiane Vulpius ſtets als ſeine Gattin angeſehen und behandelt. So Alexander von Humboldt, der in einem Briefe aus Salzburg (mitgetheilt in den Grenzboten 1859 Nr. 15. S. 42.) an Goethe ſchreibt: „Haben Sie die Gewogenheit mich Ihrer vortrefflichen Gattin und dem Hofrath Hufelandſchen Hauſe zu empfehlen." Und Goethe ſelbſt nennt ſie in der 1796 gedichteten Elegie „Hermann und Dorothea" (V. 42) ſeine Gattin, und an Schiller ſchrieb er den 13. Juli 1796: „Mein Eheſtand iſt eben acht Jahre alt."

Aber Weimar müßte keine deutſche Kleinſtadt geweſen ſein, wenn es hätte geſchehen ſollen, daß ſelbſt das ungeheuerſte Weltereigniß jener Tage die allgemeine Aufregung über einen ſolchen Privatvorgang hätte verhindern mögen. Wenn Goethe darauf gerechnet haben mochte, ſo ſah er bald, daß er ſich geirrt. „Da man es in Weimar" erzählt jener „Zeitgenoſſe," (der übrigens ſonſt in ſeinen Berichten ſich keineswegs als ein für Goethe günſtiger ausſpricht) „da man es in Weimar nimmer für möglich gehalten hatte, daß Goethe ſich vermählen könnte, ſo machte ſeine Vermählung, obgleich man damals mit wichtigern Dingen zu thun hatte, großes Aufſehn. Vorzüglich äußerten ſich die Frauen, — vielleicht aus Neid über das Glück, welches der Neuvermählten wiederfahren war, ohne daß ſie es geahnet, ja nur einen Wunſch danach gehegt hatte, — mißbilligend, weil Goethe hätte eine Wahl treffen ſollen, die ſeinem Stande, ſeinem Geiſte und ſeinen Verhältniſſen würdiger geweſen wäre!"

Eine aber war es, welche Goethe's Handlungsweiſe begriff und billigte, wie ſie ſchon das frühere Verhältniß richtig gewürdigt

und gebilligt hatte, und fort und fort, ſo vor als nach der perſönlichen Bekanntſchaft, in dem herzlichſten Briefwechſel mit dem Gegenſtande der freien Neigung Goethe's blieb; — dieſe eine war Goethe's Mutter. Nach der erſten perſönlichen Vorſtellung im Jahre 1797 an ſeine Mutter erfolgte deren vollkommenſte Zufriedenheit und Belobung ſeiner Wahl, wie die Briefe der Frau Rath unwiederſprechlich gegen alle anders berichtende Klätſcherei beweiſen. Wer und was bis dahin jene Zufriedenheit und Belobung verhindert hatte, iſt nach der Einſicht in die Verhältniſſe leicht zu entnehmen. Vielleicht war es gerade das vielfache Martyrium, das Goethe um ihrentwillen viele Jahre lang erlitten, das ihm ein Weib nur um ſo lieber machte, deſſen anſpruchsloſe Hingebung den Prätenſionen anderer gegenüber ſehr zu ihrem Vortheil ſprach. Wir finden ſie nach dem Jahre 1806 als ſeine Begleiterin auf Badereiſen, als Theilnehmerin und Mitwirkende bei Feſten und Maskenzügen zu Ehren Weimariſcher Fürſtlichkeiten, und wenn ſie trotzdem ſich nie ihrer Stellung überhob, immer nur zu ihm hinaufzuſehen, ihn als ein höheres Weſen zu betrachten und zu behandeln fortfuhr, ſo kann auch dieſer Beweis richtiger Einſicht in die Natur des Verhältniſſes ihrem Herzen wie ihrem Verſtande nur zu wahrer Ehre gereichen. Daneben hielt ſie ihm nicht nur ſein Haus in muſterhafter Ordnung — wie denn in dieſer Hinſicht ihr Tod eine nie ausgefüllte Lücke in Goethe's Leben zurückließ, — ſondern ſie wußte ihm auch ſo manches andere Geſchäftliche mit Geſchick und Verſtand abzunehmen und zu erleichtern. So als Goethe's Mutter ſtarb, war ſie es die nach Frankfurt reiſte, und, wie er an Knebel

ſchreibt,*) „die Erbſchaftsangelegenheiten auf eine glatte und noble Weiſe abzuthun“ wußte, wofür er ſich ihr dankbar verpflichtet bekennt.

Sein Lebenlang hat er ſie lieb und werth gehalten und die wenigen Worte unter den ihr gewidmeten dichteriſchen Zeilen:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß!“

drücken in ihrer Kürze und klagender Bitte mehr aus als das längſte Gedicht.

Unter den zahmen Xenien ſind noch gar manche, die ſich auf ſie beziehen, die ihm gewährte, was er mit den Worten ausſprach:

„Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am beſten verſtände
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände.“

Und auch in manchem andern ſeiner Lieder iſt ſie unſichtbar enthalten, wenn man auch der Römiſchen Elegien und Venetianiſchen Epigramme gar nicht gedenken will.

Und als der Tod kam und ſie von ſeiner Seite riß, da ward in ſein Daſein eine Lücke gebrochen, die er bis an das Ende ſeines

---

*) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel I, 339—340.: „Meine Frau iſt von Frankfurt zurückgekommen, wo ſie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbſchaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weiſe abzuthun. Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals und wünſcht Euch gelegentlich zu bewirthen, da ſie dieſen Winter wohl ſchwerlich nach Jena kommen möchte“ (Brief v. 25. November 1808).

eigenen Lebens tief empfunden und nie verſchmerzt hat. Ein Freund des Hauſes berichtete mir über die Kataſtrophe etwa Folgendes. Ihre Krankheit war kurzer Dauer, und der Zuſtand zeigte ſich gleich anfangs als höchſt gefährlich. Goethe, erſt kürzlich von einer Reiſe zurückgekehrt, zog ſich nach ſeiner Gewohnheit in ſein Arbeitszimmer zurück, und ließ Niemanden zu ſich. Nur wenn ſein Arzt, der Hofrath Rehbein, der faſt ſtündlich kam, fort war, ging er in das Krankenzimmer, wohin er auch fortwährend um Erkundigungen ſchickte, und überhaupt die zärtlichſte Theilnahme bewies. Es war am 6. Juni 1816, als Rehbein zu ihm in ſein Zimmer trat, um ihm zu ſagen, daß es mit ihr zu Ende gehe. Goethe ging ſchweigend in dem Zimmer auf und ab, anſcheinend ohne auf ihn zu hören. Da wiederholte der Arzt ſeine Nachricht mit dem Zuſatze: „wenn Ew. Excellenz ſie noch lebend ſehen wollen, ſo iſt es Zeit zu ihr zu gehen.“ Goethe fuhr lautlos zuſammen; er trat ans Fenſter, ſchaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, ſeufzte dann tief auf, und verließ, ohne ein Wort geſprochen zu haben, das Gemach. Als er an das Bett der Sterbenden kam, faßte er ihre Hand, und ſtreichelte behutſam ihre Stirne: Sie wendete ſich um, ſchlug das Auge auf und wollte ſprechen. Aber ſie konnte nur noch die Mienen freundlich verziehen, die Zunge verſagte den Dienſt und ſtatt der Worte wurde ein kindiſches Lallen vernehmbar. Als Goethe den Ton hörte, ließ er ſie los, ein gewaltiger Schmerzensruf entrang ſich ſeiner Bruſt, und verhüllten Angeſichts verließ er das Zimmer. Wenige Augenblicke ſpäter hatte ſein Weib zu leben aufgehört.

Ich habe auf den Friedhöfen von Weimar vergebens nach dem Denkſteine geſucht, welcher Chriſtiane Goethe's beſcheidenes

Grab bezeichnet. Aber eine Inſchrift iſt ihr geſetzt in den Zeilen, welche der Gatte am Tage ihres Todes niederſchrieb. Sie ſtehen mit dem Datum dieſes Tages bezeichnet unter Goethes Gedichten, und lauten:

Den 6. Juni 1816.

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

[Späterer Zuſatz]. In den von Düntzer (1857) herausgegebenen Mittheilungen „Aus Herders Nachlaſſe“ finden ſich mehrere Züge, welche das innige Verhältniß Goethe's zu ſeiner Chriſtiane in ein helles Licht ſetzen. Zuerſt gedenkt er ihrer in einem Briefe an Herder aus Ruhla (vom 10. Auguſt 1789): „Ich ſehne mich herzlich nach Hauſe, meine Freunde und ein gewiſſes kleines Erotikon wieder zu finden, deſſen Exiſtenz Dir die Frau wohl wird vertraut haben.“ Als er dann im März 1790 nach Venedig zu reiſen genöthigt war, ſchreibt er an denſelben: „daß er von dem Abſchiede ganz mürbe geweſen.“ Natürlich! er verließ Chriſtiane mit ihrem erſten drei Monate alten Kinde. Darum bittet er denn auch den Freund herzlich, ſich beider in ſeiner Abweſenheit, wenn ihnen etwas zuſtieße, helfend anzunehmen; er habe die Mutter „für ſolchen äußerſten Fall auf ihn (Herder) angewieſen.“ In einem Briefe aus Venedig vom 4. Mai 1790 dankt er herzlich für die guten Nachrichten von ſeinem Kleinen und deſſen Mutter, deren Briefe Frau Herder als Einlage an ihn beförderte. Aus Mantua

(28. Mai 1790) ſchreibt er an Herder: „Für die Geſinnungen gegen meine Zurückgelaſſenen danke ich Euch von Herzen. Sie liegen mir ſehr nahe, und ich geſtehe gern, daß ich das Mädchen leidenſchaftlich liebe. Wie ſehr ich an ſie geknüpft bin, habe ich erſt auf dieſer Reiſe gefühlt." Darum „ſehnt er ſich" ſelbſt aus den ihm ſo lieben Italien fortwährend nach Hauſe. In Schleſien, wohin er im Auguſt gegangen war, dichtete er an ſie das reizende „Feldlager" überſchriebene Gedicht (Werke I, 216 Ausg. letzter Hand), und ſchrieb daneben an Herder, „daß er keine ruhige Stunde haben würde", bis er wieder mit den Freunden und mit der Geliebten vereint ſei*). —

Wie tief ihn der Tod ſeiner kleinen Frau erſchütterte, ſehen wir aus einem vierzehn Tage ſpäter, an ſeinen Freund Sulpiz Boiſſerée geſchriebenen Briefe, in welchem es heißt: „Leugnen will ich Ihnen nicht, — und warum ſollte man groß thun? — daß mein Zuſtand an Verzweiflung grenzt". — Von einem größeren Gedichte, mit welchem er die Hingeſchiedene feiern wollte haben ſich nur ſein Paar Bruchſtücke erhalten. In dem erſteren derſelben charakteriſirt er dieſelbe mit den Zeilen:

„Ein raſcher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das, wie empfängt, ſo giebt,
Genießt und mittheilt, lebt in dem es liebt,
Froh glänzend Auge, Wange friſch und roth,
Nie ſchön geprieſen, hübſch bis in den Tod.

In dem zweiten läßt er ſie ſelbſt ſprechen, und rührend

*) S. „Aus Herders Nachlaſſe" I, S. 112. 115. 122. 130.

genug mit Worten, die zum Theil wirklich ihre eigenen waren. Sie hatten nach dem Tode ihrer Tante und während der tödtlichen Krankheit ihrer Schweſter Erneſtine, die beide im Goethe'ſchen Hauſe lebten und ihr früher bei der ſchweren Laſt der Hausführung treu geholfen hatten, ſelbſt ſchon krank die ganze Laſt jetzt allein zu tragen, bis ſie zuſammenbrach. Darum heißt es:

„Da blickt ich ihn noch manchmal freundlich an,
Und habe leidend viel für ihn gethan. —
Indeß mein leidend Herz im ſtillen brach
Da ſagt ich mir: „bald folgſt du ihnen nach!"
Ich trug des Hauſes nur zu ſchwere Laſt,
Um Seinetwillen nur ein Erdengaſt". *)

*) Sie ſchrieb vor ihrem Tode an H. Mayer: „es iſt alſo die ganze große Haushaltung auf mich gewälzt und ich muß faſt unterliegen". S. G. v. Loeper zu Goethe's Werken (Berlin G. Hempel) Bd. 3, S. 336.

Jena, August 1851.

Ich habe ſo eben die Lekture des größten Theils der zwiſchen Goethe und Knebel gewechſelten Briefe beendet, welche in nächſter Zeit bei Brockhaus erſcheinen werden.

Auch dieſe Veröffentlichung iſt eine neue Verherrlichung des Mannes, von deſſen Geiſtesadel und ſchöner reiner Menſchlichkeit noch jedes aus der Verborgenheit des geheimſten Verhältniſſes an das Licht gebrachte Blatt immer neues und glänzenderes Zeugniß gegeben hat. Man fühlt ſich dabei unwillkürlich an jene altrömiſchen Bauwerke erinnert, bei denen, nachdem aller äußere Glanz und Schmuck der Marmor- und Metallbekleidung längſt abgefallen und vernichtet iſt, der innere Mauerkern in ſolcher Schönheit und Solidität zu Tage tritt, als wäre ſein Steingefüge von Anfang an beſtimmt geweſen, das Auge des Beſchauers durch ſeine Makelloſigkeit zu erfreuen.

Die Mittheilungen der zahlreichen Briefwechſel aus jener Zeit ſind für die volle Erkenntniß derſelben von einem wahrhaft unſchätzbaren Werthe. Durch ſie allein iſt es uns möglich, von jener wichtigſten Epoche unſerer nationalen Bildung, von ihren Zuſtänden und Verhältniſſen, wie von ihren Menſchen, den Trägern

unſerer gegenwärtigen Kultur, eine unendlich richtigere Vorſtellung zu gewinnen, als ſelbſt diejenige war, welche die damals Lebenden über ſich und ihre Zuſtände beſaßen und beſitzen konnten. „Briefe, ſagt Goethe, gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die ein Menſch hinterlaſſen kann.“ Er ſelber betrachtet die ſeinen in gewiſſer Weiſe als Selbſtgeſpräche, als Konfeſſionen, in denen ſich, was ihn freute oder ſchmerzte, drückte oder beſchäftigte, vom Herzen loslöſe. Sie erſchienen ihm als Bekenntniſſe, die für die Nachwelt um ſo wichtiger ſeien, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, und je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Briefe ſind in der That, wie er ſagt, „das einzige Mittel, uns in einen früheren, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar zu verſetzen. Denn in ihnen iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; ſondern wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart ſelbſt, welche wir wie von Perſon zu Perſon auf uns einwirken laſſen.“

Dieſer Goethe'ſche Briefwechſel mit ſeinem älteſten und letzten Weimariſchen Lebensgenoſſen erſtreckt ſich vom Jahre 1774 bis zu Goethe's Tode. Er umfaßt alſo ohngefähr das ganze lange Leben des Mannes während eines Zeitraumes von mehr als einem halben Jahrhundert, und läßt uns den Wanderer durch alle Stadien ſeiner Entwickelung bis an ſein Ende begleiten. Mag dieſe Sammlung auch des Unbekannten und Neuen verhältnißmäßig wenig bieten, mögen die Neuigkeitsmenſchen aus ihr ſehr Weniges zur Bereicherung ihrer Sammlungen erfahren — in unſern Augen thut das dem Werthe dieſer Blätter keinen Abbruch. Iſt doch ſelbſt das Alte, was ſie bringen, noch immer neu genug für die meiſten Menſchen unſerer Zeit und höchlich werth, daß ſie es ſich

aneignen. Denn mögen wir auch noch so stolz vermeinen, über die Bildungsstufe der damaligen Zeit hinaus zu sein: an die großen Menschen jener Zeit, und vor allen an den Montblanc unter ihnen, dessen göttergleiches Haupt voll freudiger Kraft und Schöne in die Lüfte des Himmels hinaufragt, an Goethe den Menschen, den Charakter, den Lehrer und Bewährer der Freiheit und Humanität, reicht das lebende Geschlecht der gepriesenen „Hochebene" noch lange nicht bis zum Gürtel hinan, und noch Jahrhunderte werden dazu gehören, das Evangelium der Schönheit und der freien Menschlichkeit zu erfüllen, das er in seinen Werken der Menschheit hinterlassen, und das er in seines Lebens und Charakters Führung und Ausbildung an sich selbst und durch sich selbst verwirklicht hat.

Diese Briefe, soweit sie durch freundliche Mittheilung vor mir liegen, reichen vom 13. Februar 1774 bis zum Jahre 1814. Der erste, aus Mainz von jenem Tage datirte Brief ist von Knebel und Goethe gemeinsam an Knebels Schwester geschrieben, und malt lebhaft die Stimmung, in welche die beiden jungen Männer durch dieses verhängnißvolle Zusammentreffen versetzt wurden. Durch diesen Brief wird auch die Chronologie der ersten Begegnung Goethe's mit Karl August zum Erstenmale richtig festgestellt. Nicht im Dezember, sondern am 11. Februar des Jahres 1774 erfolgte dieselbe in Frankfurt durch Knebels, von Goethe in seiner Lebensbeschreibung geschilderte Vermittelung. Einen oder zwei Tage darauf reis'te Goethe, auf Einladung des jungen Fürsten, der nach Mainz gegangen war, ihm in diese Stadt nach, und verlebte dort mehrere Tage mit ihm und den Seinen. Welchen Eindruck Goethe's damaliges Erscheinen gemacht, das fühlt man

noch heute durch die wenigen Zeilen hindurchzittern, die Knebel über das Ereigniß an seine Schwester schreibt. Aber auch Goethe erscheint im Innersten ahnungsvoll ergriffen. „Mir war's seltsam," schreibt er an Knebel in dem ersten Briefe, welchen er am 28. Februar 1774 an den neuen Freund richtete, „mir war's seltsam, als ich so unter dem Thor der drei Kronen*) stand, als es anfing zu tagen. Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze geführt, und dadrin so mit ganz offnem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verschwunden!" Die ganze liebenswürdige Neuheit und Primitivität des bürgerlichen Jünglings gegenüber den Verhältnissen einer Welt, in welche er hier den ersten flüchtigen Einblick that, liegt in diesen Worten. Die nächsten Briefe aus der Zwischenzeit bis zu Goethe's Ankunft in Weimar (7. November 1775) sind kurz und spärlich. Es sind ihrer nur drei bis vier Billete zur Begleitung poetischer Mittheilungen oder Bitten um Rücksendung der mitgetheilten Handschriften, und ein letztes, welches sich auf das bekannte Ausbleiben des zu Goethe's Abholung von Frankfurt beauftragten Weimarischen Hofcavaliers bezieht. Dann weitere eilf bis zum Ende von Goethe's ersten Schweizerreise mit dem Herzoge, und andere sechszig bis zu Goethe's Rückkehr aus Italien. Alle diese sowie die nächstfolgenden bis zum Mai 1793 sind von Goethe. Knebels Briefe aus dieser ganzen Periode von fast zwanzig Jahren fehlen. Sie befanden sich zum Theil unter denen, welche Goethe vor seiner Abreise nach Italien und bei andern Gelegenheiten selbst vernichtet hat. Von 1793 an wird die Briefsammlung zum eigent-

*) Der Gasthof in Mainz, wo er mit dem Fürsten logirt hatte.

lichen Briefwechſel, in welchem Rede und Gegenrede in ziemlicher Regelmäßigkeit einander folgen.

Wir ſind erſt ſeit wenigen Jahren durch die Bekanntmachung der Goethe'ſchen Briefe an Frau von Stein in den Stand geſetzt worden, über die Verhältniſſe, Stellung und Wirkſamkeit Goethe's während der erſten eilf Jahre ſeines Weimariſchen Lebens ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Die Briefe Goethe's an Knebel ſind ein zweiter, nicht minder werthvoller Beitrag zur gründlichen Würdigung dieſer Goethe'ſchen Lebensepoche, in welcher der Meiſter ſeine Lehrzeit durchlebte. Sie waren mühevoll und ſchwer genug, dieſe Lehrjahre, und nichts kann verkehrter ſein als jene, noch jetzt hier und da umlaufenden Traditionen von dem ununterbrochenen genialen Saus- und Brausleben, in deſſen Lichte man noch vor gar nicht langer Zeit jene Periode von Goethe's Leben vorzugsweiſe zu betrachten liebte. Wenn wir über dieſelbe auch keine andern als nur dieſe Zeugniſſe beſäßen, ſo würde ſchon aus ihnen allein hervorgehen, wie ernſt und durchgreifend Goethe, nach dem ſchnellen Vorrüberrauſchen des erſten Sturmes und Dranges, ſchon damals das Leben und ſeine Aufgabe für die Geſtaltung desſelben gefaßt hat. Eine der wichtigſten Konfeſſionen darüber findet ſich in einem Briefe, den er im Jahre 1782 an Knebel richtete. Viele Illuſionen, mit denen er ſein Leben in Weimar begonnen hatte, waren ſchon damals geſchwunden. Er lebt einſam für ſich hin, ſieht, außer in Amtsgeſchäften, faſt Niemanden, findet ſich mit ſeinen Pflichten gegen die Geſellſchaft durch einen wöchentlichen allgemeinen Theeabend ab, und lebt ſein ſonſtiges privates und geſelliges Leben nur ſeinen Arbeiten und der Freundin ſeines Herzens. Auch mit dem jungen Herzoge „der ſeine

Exiſtenz in Hetzen und Jagden hat, einen willigen und leidlichen Theil an dem Schlendrian der Geſchäfte nimmt und ſich hier und da ein Gutes angelegen ſein läßt," erſcheint der geſellige Zuſammenhang um jene Zeit bedeutend gelockert. „Die Herzogin lebt das Hofleben, beide ſehe ich ſelten." „Und ſo," heißt es weiter, „fange ich an, mir ſelber wieder zu leben, und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſein reifen, müßten auf dieſen Boden geſäet, und jene himmliſchen Juwelen könnten in die irdiſchen Kronen dieſer Fürſten gefaßt werden, hat mich ganz verlaſſen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergeſtellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hauſe nicht einfallen ließ, die Erſcheinungen der Geiſter und die juriſtiſche Praxis zu verbinden, eben ſo getrennt laſſe ich jetzt den Geheimen Rath und mein anderes Selbſt, ohne das ein Geheimer Rath ſehr wohl beſtehen kann. Nur im Innerſten meiner Plane und Vorſätze bleibe ich mir geheimnißvoll ſelbſt getreu und knüpfe ſo wieder mein geſellſchaftliches, politiſches, moraliſches und poetiſches Leben in einen verborgenen Knoten zuſammen. Sapienti sat."*)

Dieſe Schilderung ſeiner Einſamkeit ſteht nicht allein, und ebenſowenig iſt ſie eine Klage, ein Erguß augenblicklicher Stimmung, dergleichen Goethe überhaupt nicht „in die Ferne zu ſenden" liebte. Sie iſt Produkt und Spiegelbild jener Reſignation, an die ſein Inneres ſich früh gewöhnen mußte, und deren ſeelenvoller Ausdruck in dem „Zueignung" benannten Gedichte und be-

*) I. S. 38—39.

ſonders in den Worten hervortritt, mit denen er der Göttin der Wahrheit klagend zuruft:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich Dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

„Die Geſchäfte, die Wiſſenſchaften, ein Paar Freunde, das iſt der Kreis, indem ich mich klüglich verſchanzt habe," ſchreibt er ein andermal, und ſchon viel früher verhehlt er die Müdigkeit nicht, welche er in Folge der Anſtrengungen empfand, die ihm neben der Laſt der Arbeiten und Geſchäfte, auch noch durch die Theilnahme an dem Hofleben auferlegt wurden, das von ſeiner Künſtlerhand Schmuck und Begeiſtigung empfing. „Der Herzog von Gotha und Prinz Auguſt (ſchreibt er im Februar 1782) ſind ſeit geſtern hier und ſeit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kräuſel zu treiben, habe hergeben müſſen, die von andern Expeditionen oft ſchon herzlich müde iſt." Er beſchreibt dann Einiges aus dieſen Feſten und Aufzügen und fügt hinzu: „ich unterhalte Dich von nichts als Luſt. Inwendig ſieht's viel anders aus, welches Niemand beſſer als wir andere Leib- und Hofmedizi wiſſen können." Und ein andermal, bei ähnlichen Mittheilungen: „Soviel von der glänzenden Schaale unſers Daſeins, das Innere iſt im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechſel ſich das eine Kapitel verſchlimmert, indem ſich das andere verbeſſert."

Aber was ihm weghilft über dieſe „bittere Rinde des Lebensholzes," wie er ſich in einem andern Briefe ausdrückt, das iſt ne-

neben der ſchönen Liebe, die ſein Herz ausfüllte und die ihn „wie ein Korkwamms über dem Waſſer erhielt," die federkräftige Elaſtizität ſeines Weſens, welche ihn immer in Hoffnung des Gelingens erhält. „Ich bin der alte Hoffer," ruft er einmal dem ſchwermüthigen Freunde zu, „und ſo hoffe ich denn, es ſoll auch mit Dir gut gehen." Daneben jene Eigenſchaft der Beharrlichkeit und Konſequenz, welche er ſelbſt ſeine Tenacität" zu nennen liebt und von der er ſagt, daß ſie unüberwindlich ſei. Als Drittes geſellte ſich dazu jener raſtloſe Drang zur Thätigkeit, den er als eingeborne Eigenſchaften ſeines Weſens anſieht. „Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdeſt," ſchreibt er in derſelben Zeit an den Freund, deſſen mehr beſchauliche, zu einem gewiſſen Müßiggange geneigte Natur Goethe's Vielthätigkeit nicht begriff, „konnte ich mir wohl vorſtellen; doch iſt ſie bei mir wenig Verdienſt. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel eben ſo betriebſam ſein müſſen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anſtehen, ſo komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens iſt, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſei nun hier zeitig oder dort ewig!" Darum iſt es ihm auch ganz recht und er dankt es dem Geſchicke, „daß es ihn bei ſeiner Natur in eine ſo eng-weite Situation geſetzt hat, wo die mannigfaltigſten Faſern meines Weſens alle durchgebeizt werden können und müſſen."

An ſolchen Selbſtbekenntniſſen und Selbſtbetrachtungen ſind dieſe Briefe an Knebel darum ſo reich, weil er der Liebe des

Freundes ſo ſicher iſt. Was ſeine Vielthätigkeit in jener Zeit anlangt, ſo kann man von derſelben oft aus einem einzigen Briefe einen Begriff gewinnen, der zu ein und derſelben Zeit die verſchiedenſten Intereſſen umfaßt, geſchäftliche und politiſche Dinge abhandelt, Aufträge für Kupferſtichauktionen giebt, von verſteinerten Phyſeteren Nachricht verlangt, die Einrichtung einer Lebensverſicherungsbank zu Nürnberg für praktiſche Verwaltungszwecke kennen zu lernen wünſcht, und nebenher von dichteriſchen Arbeiten am Wilhelm Meiſter und von künſtleriſchen Beſtrebungen im Zeichnen Kunde giebt. (I., S. 40–42). In Wahrheit ging Goethe's raſtloſe Thätigkeit ſchon damals in's Unglaubliche. Was Schiller ſpäter von ihm ſagte: „daß jeder Augenblick von Goethes Zeit, von dem er ſage, daß er ihn müſſig zubringe, mit einer Thätigkeit ausgefüllt ſei, die andern ſchon ſchwere Arbeit dünken würde," das kann, wie auch dieſe Briefe aufs Neue beweiſen, ſchon von der erſten Periode ſeines Weimariſchen Lebens im vollen Umfange gelten. Von den wichtigſten und mannigfaltigſten Amtsgeſchäften als erſter Rath des Fürſten fortwährend in Anſpruch genommen und oft faſt erdrückt von der Aktenlaſt; zu zahlreichen anſtrengenden Amts- und Geſchäftsreiſen genöthigt, ſo daß kein Fleck Erde in dem ganzen Ländchen war, den er nicht durch eigne Anſchauung in allen ſeinen Verhältniſſen kennen gelernt hätte; dazu durch die perſönliche Freundſchaft mit dem Fürſten und den Fürſtinnen, durch das zerſtreuende Hofleben, durch die unabweisbaren Forderungen der Geſellſchaft, durch zahlreiche Beſuche von Freunden und Fremden unaufhörlichen Anforderungen an Zeit, Talent und Kraft ausgeſetzt und hingegeben; einen ausgedehnten Briefwechſel theils aus eigner Wahl, theils aus Noth-

wendigkeit unterhaltend, und überall zu Hülfe und Rath, Troſt und Theilnahme weil von Natur bereit, auch unaufhörlich aufgefordert, — muß es uns oft gradezu ein Wunder ſcheinen, daß es ihm gelang in dieſer Zeit, wo „poetiſche Arbeit ihm ein Labſal und eine Erholung war," ſeinem Genius noch eine Reihe von Werken abzuringen, die, wie Wilhelm Meiſter, Egmont, Taſſo, neben zahlreichen Arbeiten kleinern Umfangs, für andere minder reich begabte Dichter allein ſchon hinreichen würden, einen ſolchen Zeitraum genügend auszufüllen.

Und wie liebenswürdig tritt uns das menſchlich Edle und Milde ſeiner Natur ſchon in dieſer erſten Periode von Goethes' Weimariſchem Leben auch aus dieſen Briefen entgegen! Es iſt nicht nur die Fülle einzelner Züge, es iſt noch weit mehr der durch alle ſeine Briefe gehende Ton dieſer reinen menſchlichen Milde, die mit Heiterkeit das Schwere trägt, mit Freiheit zu entſagen, ohne Herbigkeit ſich ſelbſt zu beſchränken und überall, den Dingen, den Verhältniſſen und den Menſchen gegenüber, die Liebe zu bethätigen weiß, welche ſich noch über die Toleranz zum Verſtändniß, zum erklärenden Begreifen erhebt. Nicht nur für ſeinen Telemach Karl Auguſt, auch für den Mentor ſelbſt bildet in dieſer Beziehung die bekannte Schweizerreiſe des Jahres 1779 eine Epoche. Der alte Epiktetiſche Satz: nicht die Dinge, ſondern die Anſichten über die Dinge ſind das verwirrende für die Menſchen! tritt hier zuerſt in voller Klarheit vor ſeine Seele. Er hat darum keinen höheren Wunſch für die Rückkehr als den: „daß die ehernen, hölzernen und pappnen Schaalen die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's hölliſche Feuer geworfen werden." Wann, ruft er aus, wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entſchlagen, und

die wahren alsdan einander zutraulich an's Herz zu legen!" Er bittet den Freund „dieſen Brief aufzuheben und ihm denſelben, wenn er unhold werde, vorzuzeigen, damit er in ſich kehre." Schon auf dieſer Reiſe erkennt er deutlich, daß die weſentlichſte Bedingung des menſchlichen Glücks in der Familie liege, darin: „daß jeder ſein Haus, Frau und Kinder und eine rein menſchliche Exiſtenz in der nächſten Nothdurft habe," — und gerade dieſe Exiſtenz in der Familie ſollte ihm ſelber ſo lange verſagt bleiben! —

Von dieſem rein menſchlichen Geſichtspunkte betrachtet er ſchon damals auch ſeine ganze äußerliche, amtliche und politiſche Thätigkeit. Freilich kommt es ihm, wenn er als Rekrutirungskommiſſair im Lande umherzieht, „komiſch vor, daß er, der ſonſt in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu beſehen gewohnt ſei, jetzt alle jungen Burſche des Landes nur nach der Phſiognomik des Rheiniſchen Strichmaaßes klaſſifiziren muß." Aber er erkennt zugleich den ungeheuren Vortheil des unmittelbaren Verkehrs mit der Wirklichkeit des Lebens. „Von oben herein ſieht man Alles falſch; und die Dinge gehen doch ſo menſchlich, daß man, um etwas zu nützen, ſich nicht genug im menſchlichen Geſichtkreis halten kann."*) Allem ſpecifiſch-büreaukratiſchen Weſen und Wirken iſt er ſpinnefeind. Ueberall ſucht und erwirbt er von Dingen und Verhätniſſen unmittelbare und eigne praktiſche Kenntniſſe, und ſeine Vorliebe für praktiſche, auf ſich ſelbſt geſtellte Menſchen ward ſchon damals begründet. „Durch alle Stände ſteigt er," der allmächtige Günſtling und Miniſter eines kleinen Fürſten, „auf-

*) I, S. 13—14. — Faſt wörtlich ebenſo in einem Briefe an Karl Auguſt (Briefwechſel zwiſchen Karl Auguſt und Goethe I, S. 10—11.)

wärts, ſieht den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, ſieht, daß doch ſelbſt dies ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſchwitzte." „Du weißt aber, wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen, und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und ſo gehts weiter, und wir habens ſo weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Und mit einem Seufzer wendet er ſich: „ad alia." Dabei tröſtet ihn die Natur und die Beobachtung ihrer Konſequenz über die Inkonſequenz der Menſchen, während nach mühſam durcharbeiteten Tagen, nach ſtarken Ritten in unwegſamen Gegenden, ſeine Seele von dem Anblick menſchlicher Noth und von den Klagen des armen gedrückten Volks, die er ſo oft hören muß ohne helfen zu können, in der Einſamkeit irgend einer kleinen Dorfſchenke ſich aufrichtet durch ſchöpferiſche Thätigkeit an den unſterblichen Gebilden einer Iphigenie und eines Wilhelm Meiſter.

Neben der reinen Beſcheidenheit über ſeine eignen poetiſchen Arbeiten, die ihn bekennen läßt, „daß er zwar zu erreichen geſucht, was der Freund daran (am Wilhelm Meiſter) lobe, aber leider weit hinter der eigenen Idee zurückgeblieben ſei" (I, 46), neben dieſer Beſcheidenheit, die ihn jedes freundliche Wort des Beifalls als eine Erquickung betrachten läßt, geht die lauterſte Hingabe und Theilnahme mit der er die Beſtrebungen und Arbeiten anderer begleitet. Mercks ſchönes Wort über Goethe's Charakter: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieſes Menſchen widerſtehen!" beſtätigt

ſich auch durch dieſe Mittheilungen auf unzähligen Seiten. Er ſelbſt durfte als Greis von ſich ſagen:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich keiner betroffen."

Er, der Hofmann, der Günſtling, läßt es ruhig geſchehen, daß im Jahre 1783 bei der Geburt des Erbprinzen — damals dem wichtigſten Ereigniſſe für ganz Weimar — er allein keine poetiſche Huldigung zu Stande brachte, während Herder, Wieland und andere „dieſe größte Begebenheit die ſich für uns zutragen konnte" feiernd verherrlichten. Er ſchickt dem Freunde dieſe Sachen, die derſelbe mit Vergnügen leſen werde, und meldet von ſich bloß, „daß er mit ſeiner Gabe nicht fertig geworden, daß ſie aber auch weiterhin wohl nicht zu ſpät kommen werde." (I, 40—41.) Wer die Menſchen kennt, wird aus dieſem einzigen Zuge ermeſſen, wie groß und frei ſich Goethe in Verhältniſſen erhielt, die ſonſt auch die bedeutendſten Menſchen ſo leicht unfrei und kleinlich machen.

Seine Milde und Toleranz erſcheint nur um ſo reiner, weil auch ſie ein Produkt der Willenskraft und Herrſchaft war über eine urſprüngliche heftige Natur, die ſich ihres Hanges zu der „Herbigkeit eines leidenſchaftlich trunkenen Grimmes" ſehr wohl bewußt war. So empfiehlt er dem Freunde Schonung gegen Herder mit den ſchönen Worten: „ſchone ihn! man ſchont ſich ſelbſt, wenn man nicht ſtreng und grauſam in gewiſſen Lagen gegen Menſchen iſt, die uns oder den Unſrigen wieder näher werden können." Ein guter Freund (Tobler) beſucht ihn und Weimar, und ſchreibt vor ſeiner Abreiſe einen Brief an Lavater „in welchem er über uns Alle Urtheile fällt, die mitunter nicht die günſtigſten ſind." Der Brief wird durch einen komiſchen Zufall vor der Abſendung be-

kannt und ſetzt alles in Aufregung. Und Goethe, der ſelbſt übelbehandelte, „vertuſcht“ die Sache durch eine gute Wendung, und begnügt ſich den unvorſichtigen Briefſchreiber zu verwarnen. Huber „kann weder als Menſch noch als Schriftſteller mit ihm fertig werden.“ Goethe „nimmt ihm das gar nicht übel;“ „es ſei ja doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindere die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfange gewahr zu werden.“ Die „religiöſen Mittelältler“ bekämpfen ihn, ſie ſtören ſeine Beſtrebungen, hemmen ſeine Zwecke, kreuzen ſeine Wege. Er erwehrt ſich ihrer wie er kann und muß, aber er läßt ſich nicht verblenden über die gute Seite an den Beſtrebungen ſeiner heftigſten Widerſacher. „Wenn ſie auch mancherlei Ungenießbares fördern und befördern, es kommt doch auch durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unſchätzbare an's Tageslicht das der allerneueſten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ (I, 339.) Knebel ſchilt über das Schlegelſche Koterie- und Parteiweſen, das immer nur äußeren Zwecken diene. Goethe antwortet auch hier begütigend. Es thut ihm leid, daß dem Freunde die Schlegelſchen Vorleſungen nicht behagt haben. Unſerm Zeitalter müſſe man manches, und ſo auch das Parteiweſen, nachſehen. „Hat man, ſagt er, das Parteiliche einmal zugegeben und iſt das Werk ſonſt gut geſchrieben, ſo kann man wohl Vergnügen und Nutzen daraus ziehen.“

Wenn wir Goethe in dieſen Briefen überall als den hülfreichen Genius ſeiner Freunde und Bekannten wirkſam und thätig, ihn Künſtler, wie den Maler Müller, den Muſiker Kayſer mit eigner Aufopferung unterſtützen, Herders pekuniäre Bedrängniſſe durch ſeine Verwendung entfernen, und ſo nach allen Seiten hin Mittel,

Talent, Rath und Einfluß für andere verwenden und geltend machen ſehen, ſo erſcheint doch die Bethätigung jenes ſchönen Wortes: „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut," in ihrem hellſten Lichte gegen den Freund, an den dieſe Briefe gerichtet ſind. Ueberall tritt uns in Goethe jene Selbſtloſigkeit und reine Hingabe an die Zwecke anderer entgegen, wie ſie nur derjenige haben kann, der die Welt und die Entwicklung der Menſchheit in ihr als ein Ganzes erfaßt, und demgemäß auch ſich ſelbſt, bei den größten eignen Leiſtungen, immer „als dienendes Glied" ebenſo bereitwillig an das Ganze anſchließt, wie er das Größte und Kleinſte unbefangen als Mittel für die eigenen Zwecke benutzt. Nur ſo, nur von dieſem einheitlichen Erfaſſen des Lebens iſt die wundervolle Schönheit von Goethe's Charakter zu verſtehen und richtig zu würdigen. Mehr als einmal wiederholt Knebel das Geſtändniß: daß er ſich ihm zu ewiger Treue und Dankbarkeit verpflichtet fühle, daß er ihm, dem Schöpfer ſeines ſtillen Glücks, einer ſorgenfreien Muſe mit nichts als mit dieſer treubewahrten Geſinnung zu danken vermöge. Als Knebel ſich zuerſt ums Jahr 1780 durch ſeine Weimariſchen Verhältniſſe beengt und hypochondriſch verſtimmt fühlte, iſt es Goethe der ihm durch den Herzog die Mittel zu einer größern Reiſe ſchafft, ihn mit Empfehlungen ausrüſtet, und ihm, dem Zerſtreuten, Unpraktiſchen, Verhaltungsregeln in Geldſachen mit rührender Sorglichkeit einſchärft. (I, S. 20.) Von Rom aus, wo er auch an ihn Briefe zu richten nicht vergißt, bedenkt er nicht nur des Freundes mineralogiſche Neigungen mit allerhand Geſchenken, ſondern er ſorgt ſogar aus der Ferne für ſeine Geſundheit. Knebel hatte auf Goethes Anerbieten deſſen Gartenhaus während jener Zeit bezogen. Goethe freut ſich

deſſen, ermahnt ihn, ſich der ganzen Einrichtung als des Seinigen zu bedienen, und vergißt nicht ihm aus Rom, wo er ſelbſt ſich eines milden Himmels erfreut, zuzurufen: „Du haſt doch die Vorfenſter eingeſetzt und Dich auch mit Teppichen verwahrt!“ (I, S. 85.) —

Dieſelbe liebevolle Theilnahme und Sorgfalt, welche aus dieſen kleinen Zügen ſpricht, bewährt er dem Freunde durch das ganze übrige Leben. Sein Haus iſt die Wohnung Knebels ſo oft derſelbe Weimar beſucht. Seine Dichtungen, ſeine wiſſenſchaftlichen Aufſätze werden dem Freunde immer unter den erſten in der Handſchrift oder in Abſchriften mitgetheilt, obſchon Knebel nicht immer die Bitte um Diskretion oder baldige Rückſendung erfüllt. Goethe unterſtützt ſeine mineralogiſchen Neigungen, korrigirt ihm ſeine Ueberſetzungen des Properz und Lukrez, gewinnt für dieſe Arbeiten ihm die Theilnahme Schlegels und anderer Bekannten. Er verſieht den einſam in Ilmenau lebenden Freund mit Büchern und neuen litterariſchen Erſcheinungen, ſucht ihn im Zuſammenhange zu erhalten mit der Welt, aus der jener ſich zurückgezogen hat, und ſcheut die Mühe keiner Dienſtleiſtung, wo es gilt, dem Freunde auf irgend eine Art förderlich zu ſein. So ſehen wir ihn Knebels Schweſter als Hofdame bei der Herzogin Mutter verſorgen, dem Sohne eine Stellung erwirken, Verkäufe von aſtronomiſchen Inſtrumenten zu ſeinen Gunſten ausführen, und aus ſeiner Taſche ihm reichliche Honorare für die Verſe zahlen, mit denen Knebel hier und da zu den „Horen“ einen Beitrag liefert. Ja, er der Vielbeſchäftigte verſchmäht es nicht, dem Sohne des Freundes Unterricht im Zeichnen zu geben, ihm Vorlegeblätter und Anweiſungen brieflich zu ſchicken, und ſich auch ſonſt ſeiner Erziehung und Aus-

bildung in aller Weiſe anzunehmen. Und ſo ſehen wir ihn in ſeiner Freundſchaft das ganze Leben des Freundes umfaſſen, der in Zeiten der höchſten Noth und Bedrängniß wie die Octobertage des Jahres 1806 zu ihm hinaufblickend, erkennt: „wie viel ein Mann werth ſei.“

Die Briefe Goethe's aus dieſer letztern Periode ſind von ganz beſonderm Intereſſe. Vom 21. October an ſchreibt er in dieſer Zeit unermeßlicher Verwirrung und Bedrängniß faſt täglich an den Freund, deſſen Antworten jedoch in der Sammlung fehlen; und in allen dieſen Briefen erſcheint er muthig, hilfreich, vertrauend und zum Vertrauen ermunternd auf die Wiederkehr beſſerer Zuſtände. Es war ihm wohl bewußt, „daß von dem 14. October eine neue Weltepoche beginne;“ aber eben ſo ſtark lebte in ihm das Bewußtſein, welches ihn in inmitten der Verwüſtung und Verwirrung um ihn her das Momentane und Vorübergehende ſolcher Zuſtände ins Auge faſſen ließ. Er kannte die Zähigkeit und Elaſtizität der menſchlichen Natur, und wußte, wie bald ſich von äußerlichen Unfällen ſolcher Art die Menſchen wieder herſtellen, und wie in wenigen Jahren oft kaum noch eine Spur von dem übrig bliebe, was im Moment als ein Uebergewaltiges Vernichtendes ſich den Menſchen darſtellt. Von dieſem Geſichtspunkte aus hat man es zu beurtheilen, wenn ihn der Abſchluß einer Lebensarbeit, wie ſeine Farbenlehre und ſeine anderweitigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten mehr intereſſiren als das Kriegsgetümmel um ihn her. Dabei verhehlt er allerdings nicht, wie ſehr gerade jetzt der Mangel „an Männern von Energie und Einſicht“ zu Tage trete (S. 279). Für das Preußenthum, das in dieſen Tagen zu verdientem Falle kam, hatten ohnehin weder Goethe noch Knebel

eine beſondre Sympathie. Knebel, früher ſelbſt zehn Jahr lang Preußiſcher Offizier, ſprach es ſchon im Jahre vor der Schlacht von Jena (I, S. 279) aus, wie ſehr ihm der damalige preußiſche Militairgeiſt zuwider war. Er war mit preußiſchen Offizieren in Geſellſchaft geweſen. „Die rohe Beſchränktheit dieſer Menſchen (ſchreibt er an Goethe am 30. Dezember 1805) leuchtet bei ſolchen Gelegenheiten am meiſten hervor. Sie können ſich von nichts einen Begriff machen, was nicht in ihrem engen Kreiſe liegt, und finden da allein alles ſchön und höchſtverſtändig. Selbſt ihr Patriotismus iſt nur Rohheit, und daher gewiſſermaßen beleidigend. Wir hielten uns ſehr ſtill und gut, und ſie ſchienen nicht zu ahnen, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte einigermaßen die franzöſiſche Bildung.“ Wenn man damit Knebels Aeußerungen über die damaligen preußiſchen Staatsmänner und über die „enge einſeitige“ preußiſche Politik jener Tage vergleicht*), die es glücklich dahin gebracht hatte, den ruhmreichen Staat Friedrichs des Großen in ganz Deutſchland verhaßt zu machen, ſo begreift man es, daß er keine große Sympathie für das preußiſche Unglück empfinden konnte.

Die Leiden und Drangſale, welche damals das Weimariſche Land trafen, hatte Goethe ſchon lange nur allzurichtig vorausgeſehn. Wir wiſſen aus ſeinen Briefen an Frau von Stein, wie ſehr er der kriegeriſchen Neigung ſeines fürſtlichen Freundes widerſtrebte, wie er durch dieſelbe das Wohl des Landes nicht minder als die ihm ſelbſt am Herzen liegenden Intereſſen der Kultur beeinträchtigt erachtete. Auch in dieſen Briefen an Knebel macht er

*) Briefwechſel I, S. 149. 169. 268. 127. 129 u. a. a. Stellen.

ſeinem Herzen darüber Luſt, und um ſo energiſcher, je mehr er hier auf völlige Beiſtimmung zählen konnte. So ſchreibt er ſchon im Jahre 1785: „Die Kriegsluſt, die wie eine Art Krätze unſern Prinzen unter der Haut ſitzt, fatiguirt mich wie ein böſer Traum, in dem man fort will und einem die Füße verſagen. Sie kommen mir wie ſolche Träumende vor, und mir iſt's als wenn ich mit ihnen träumte" ...*). Die Punkte ſind ein Cenſurſtrich des Herausgebers. Goethe aber ſchließt mit den bezeichnenden Worten: „Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil noch Hoffnung und Schonung mehr."

Vor Allem war es ihm ein Schmerz, den Herzog völlig in preußiſche Kriegsdienſte treten zu ſehn, und ſchwerlich mochte er ſpäter Napoleon ſo ganz Unrecht geben, wenn dieſer es mit dem Begriffe eines regierenden Souverains unvereinbar fand, daß ein ſolcher als General in einem fremden Heere diene. Aus den Memoiren des Kanzlers von Müller kann man überdieß erſehen, daß des Herzogs ſoldatiſches Ehrgefühl und ſeine perſönliche Haltung Napoleon gegenüber, ſo viel Anerkennung ſie auch in privatem und ſoldatiſchem Betrachte verdienen, dennoch von ſeinem Lande nur allzutheuer bezahlt werden mußten.

Deſto größeren Eindruck machte auf Goethe, und nicht auf ihn allein, gegenüber der deutſchen Zerfahrenheit, Unkultur und Rohheit, die Kultur und Liebenswürdigkeit, ſo wie die grenzenloſe Energie und die geniale Thatkraft der franzöſiſchen Sieger und ihres gewaltigen Kaiſers.

„Wenn man den Regierungsrath Müller (ſchreibt er an Kne-

*) Brief vom 2. April (I, 62).

bel am 3. Januar 1807) der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen iſt, erzählen hört, ſo begreift man recht gut, wie ſie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas vorausſähe, ſo hätte man vorausſehen müſſen, daß die höchſte Erſcheinung die in der Geſchichte möglich war, auf dem Gipfel dieſer ſo hoch, ja überkultivirten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet ſich das Ungeheure, ſo lange man kann und verwehrt ſich eine richtige Einſicht des Einzelnen, woraus es zuſammengeſetzt iſt. Wenn man aber dieſen Kaiſer und ſeine Umgebungen mit Naivetät beſchreiben hört, da ſieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht ſein wird."

Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß Goethe kein Patriot im Sinne der Befreiungskriege geweſen, ſo würde dieſer Briefwechſel aus den Jahren 1812 bis 15 denſelben liefern können, obſchon derſelbe gerade in dieſer Periode die cenſirende Hand der Anordner erfahren zu haben ſcheint. Vom 14. April bis zum 27. Auguſt iſt eine völlige Lücke, und auch weiterhin ſind die Briefe ſehr ſparſam. Auch Knebel erſcheint anfangs gegen die ſtörſame nationale Erhebung eingenommen (II, 84—85. 87. 88.); doch läßt er ſpäter den eignen Sohn mitziehen, während Goethe, wie wir durch andere Mittheilungen wiſſen, den ſeinigen, mit Anwendung der ganzen väterlichen Macht zurückhielt. In dieſen unſaubern Zeiten wo er ſo vieles dulden müſſe, ſchreibt er nach der Schlacht von Leipzig, habe er ſich in das Chineſiſche geflüchtet. Daneben gewährte ihm das Ordnen ſeiner Manuſcripte und Kunſtſammlungen Zerſtreuung. „Ich gehe in meinem Weſen ſo fort, und ſuche zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegenſatze

zum Lauf der Welt, und ſo ſuche ich auch noch außer Dir Freunde der Kunſt und Wiſſenſchaft, die zu Hauſe blieben, aufzufordern, daß ſie das heilige Feuer, welches die nächſte Generation ſo nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter Aſche, erhalten mögen." Was konnte er dafür, daß ihn Gott und Natur zu einem „Kinde des Friedens" geſchaffen! Und ſo wollen wirs ihm auch nicht allzuſehr verübeln, daß er nicht eben große Sympathie für die zwölf Koſaken zeigte, welche damals ein wohlweiſer Magiſtrat von Weimar dem geheiligten Hauſe des größten deutſchen Dichters als Einquartirung zuſandte, während ſieben Jahre zuvor ſelbſt der ſiegende ſchlachterhitzte Feind ſich beeilt hatte, gleich nach den Stunden der erſten wilden Verwirrung die Pflicht des ehrenden Schutzes gegen die Wohnung des größten deutſchen Dichters zu üben.

Goethe hatte die Deutſchen nie einig geſehn — was war damals Deutſchland, polititiſch, und was iſt es noch?*) Jetzt ſah er ſie einig und begeiſtert im Haß und zwar durch den Haß, gegen ein Genie, das er als ſolches nicht haſſen konnte, auch wenn die Empfindung des Haſſes nicht ſeiner Natur fremd geweſen wäre.**) „Sich von einander abzuſondern (ſchreibt er an Knebel den 24. November 1813) iſt die Eigenſchaften der Deutſchen; ich habe ſie noch nie verbunden geſehn, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nun ſehn was ſie anfangen werden, wenn dieſer über den Rhein gebannt iſt." Im übrigen iſt von den Kriegs- und Weltereigniſſen der Jahre 1813, 14 und 15 zwiſchen

*) Geſchrieben 1852.

**) II., S. 114.

den beiden Freunden so gut wie gar nicht die Rede, und von Moskaus Brande bis Waterloo geht das Ungeheuerste ohne auch nur in diesem Briefwechsel erwähnt zu werden an und neben diesen „Kindern des Friedens" vorüber.

Am 6. Juni 1816 traf Goethe der harte Schlag des Verlustes seiner Gattin. Nicht er selber sondern der Bruder der letztern meldete Knebeln in Goethes Auftrage Krankheit, Gefahr und Tod der Schwester. Goethe selbst vermochte es nicht.

An zahlreichen Stellen des Briefwechsels wird ihrer gedacht, von Goethe wie von seinem Freunde, und immer mit Ausdrücken einer Wertschätzung, Liebe und Dankbarkeit. Schon lange vor der bürgerlichen Bestätigung von Goethe's Ehe, spricht Knebel immer nur von der „Frau", der „Hausfrau" seines Freundes. Auf die erhaltene Todesnachricht schreibt er: „Ich übersehe die ganze Größe deines Verlustes und kenne die Empfindlichkeit deines Herzens. Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die du Bester in diesen Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir deine Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns allen bevorsteht, losreißt und theilt!" Und so legt auch diese neue Veröffentlichung ein grünes Blatt achtender und liebevoller Erinnerung auf das bescheidene Grab, welches die treue Lebensgefährtin des großen Mannes deckt, während uns das rein Menschliche auch in diesem Lebensverhältnisse Goethe's erfreuend entgegentritt.

Eine umfassende und anhaltende Lektüre fast alles desjenigen, was nach Goethe's Tode von Dokumenten über sein Leben und

Wirken, ſeinen Zuſammenhang mit Welt und Menſchen an's Licht getreten iſt, wie ich ſie in dieſen Wochen und Monaten getrieben habe, iſt ſo recht geeignet, den ſittlichen Totaleindruck dieſes einzigen Mannes auf Geiſt und Gemüth wirken zu laſſen. Wohl kann man ſagen: niemals hat ein ſo großes reiches Menſchenleben ſo offen, klar und anſchaulich bis in alle geheimſten Tiefen ſeines Werdens und ſeiner Entwickelung vor den Augen der Menſchheit gelegen, als das Leben und der Charakter Goethe's, des Menſchen wie des Dichters. Wie eine einzige Naturoffenbarung liegt es vor der Nachwelt ausgebreitet, und vom erſten Erwachen bis zum Augenblicke des letzten Scheidens enthält jeder Moment dieſes Daſeins die Fülle der von innen heraus ſich ſelbſt beſtimmenden und beherrſchenden Kraft des Genius. Goethe's ganzes Leben erſcheint als ſein Werk im höchſten Sinne des Worts, und dieſes Werk war ein Kunſtwerk, das größte und gelungenſte von allen Werken des Künſtlers, ein Kunſtwerk der Selbſterziehung zur Schönheit, und Freiheit, wie die Erinnerung der ganzen Menſchheit kein gleiches aufzuweiſen hat. Denn ſo reich und herrlich auch die Natur dieſen ihren Liebling begabt und ausgerüſtet hatte, ſo war doch die vollendete Ausgeſtaltung dieſer Gaben und Kräfte, wie ſie uns in dem Charakter des Dichters, des Weiſen, des Menſchen entgegentritt, nur das Produkt und Endergebniß der bewußten Selbſterziehung der unermüdlichſten Anſtrengung, der konſequenteſten Beharrlichkeit einer Willenskraft, die unabläſſig auf das höchſte Ziel menſchlicher Entwickelung und Bildung gerichtet blieb. Durch ſie gewann er ſich ſelber jenen ſcharfen und freien Blick über alle Kräfte, die im Menſchen wohnen, und die Erkenntniß, daß ſich jede in ihrer Art ausbilden laſſe, wenn man ſich nur von der

egoiſtiſchen Vorliebe für gewiſſe einzelne Eigenſchaften zu befreien wiſſe, die den meiſten Menſchen an ſich und andern allein der Schätzung, Begünſtigung und Ausbildung werth erſcheinen. Dieſes Ideal menſchlicher Bildung, wie er ſelbſt es in ſeinem Wilhelm Meiſter vorzeichnete, hat er durch die Geſtaltung des eignen Lebens erreicht, wie kein Anderer vor und nach ihm. Aus der ſturmbewegten Wildheit, aus der genialen Selbſtſucht einer, alle Formen und Schranken zu durchbrechen ſtrebenden Jugend, hat er ſein Selbſt und ſeine Schöpfungen durch die raſtloſe Stetigkeit eines redlichen Strebens hinauf geläutert zu jenem, von aller Naturſelbſtſucht freiem Bewußtſein, das innerhalb der Schranken die Freiheit, in der Form und im Maaße die Schönheit ſuchte und gewann, zu jenem Bewußtſein, welches im Guten, Schönen und Wahren das allein im Wechſel aller Dinge Ewige und Dauernde, das allein um ſeiner ſelbſt willen Erſtrebenswerthe erkannte und in Leben, That und Dichtung bewährte, ſchuf und ausgeſtaltete. So ſteht er vor uns da als ein Menſchenbild, an dem die Schwächen ſelbſt eben nur noch die nothwendigen Gränzen menſchlicher Natur und eines Weſens ſind, das durch die Schranken von Raum und Zeit in ſeiner Erſcheinung bedingt, eben noch Menſch genug war, um kein Gott zu ſein.

Einer der edelſten und tiefſten Geiſter Englands, Thomas Carlyle, ſchloß ſeine Todtenklage bei dem Scheiden Goethe's mit dem Bekenntniß: nicht nur als der höchſte Mann ſeiner Zeit ſtehe er da, ſondern als ein Mann der ganzen Zeit, als der Vereiniger, der ſiegreiche Verſöhner der zerſtreuten, widerſprechenden Elemente des zerrüttetſten, getheilteſten Zeitalters, das die Welt ſeit der Er-

ſcheinung der chriſtlichen Religion geſehen, bedeutſam allen Menſchenaltern, ein Merkſtein in der Geſchichte der Menſchen. In ſeinen Werken geſtalte ſich das Chaos ſeiner Zeit von neuem zu einer Welt. „Dieſes, das Höchſte, was von geſchriebenen Büchern geſagt werden kann, muß von dieſen geſagt werden: es iſt in ihnen eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang eines neuen geſelligen Gebäudes iſt darin für die Menſcheit gelegt worden, und wir ſehen darin die weit ſich ausdehnenden Spuren eines Grundplans, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbeſſern und verwirklichen mögen. Sein Leben und ſeine Werken bleiben bei uns als ein ewiges Beſitzthum, als die tauſendzüngige Stimme der Weisheit, die hören mag, wer Ohren hat zu hören. Viele Generationen der Menſchen mögen nach ihrem Bedürfniſſe von ihm lernen, und diejenige, welche nichts mehr von ihm zu hören und zu lernen braucht, mag ſich eine glückliche nennen!“

Und auch der Mann, deſſen tiefſtem Innern der begeiſterte Strom dieſer Rede entquoll, ſieht die Wurzel alles Großen und Herrlichen in dem Menſchen Goethe und in dem Kunſtwerke ſeines Lebens und ſeines Charakters. „Goethe,“ ruft er aus, „Goethe pries Schillern glücklich, daß er jung ſtarb, in der vollen Kraft ſeiner Tage, ſo daß wir ihn uns immer als Jüngling denken könnten. Ihm ſelbſt wurde ein anderes höheres Loos beſtimmt. Ihm iſt geworden, durch alle Wechſel eines menſchlichen Lebens bis zur äußerſten Gränze zu gehen, und durch alle edel.“

Beſſer wüßte ich das Gefühl nicht auszuſprechen, mit dem mich auch dieſes neue, in dem uns mitgetheilten Briefwechſel vorhandene Zeugniß von dem edelſten und größten Menſchen unſerer

Zeit und unſeres Volks im Gemüthe erfüllt hat. Knebel aber hatte wohl Recht, dem Freunde zuzurufen: „Wahrlich, Du haſt nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder ſpäter jedem denkenden Menſchen Licht und Wahrheit geben.“ —

Goethe wird wie Homer „ein Ueberwinder der Zeiten“ ſein.

Jena, im August 1851.

Je tiefer ſich die Nacht der Unfreiheit in dieſen Zeiten der Trübſal auf unſere Häupter herniederſenkt, um ſo mehr fühlt man ſich getrieben, Troſt und Ermuthigung da zu ſuchen, wo beide dem Freunde der Freiheit und Menſchlichkeit am reichſten entgegenquellen: in der Betrachtung der großen Geiſter der letztvergangenen Litteratur- und Kulturperiode unſerer Nation, bei den prophetiſchen Verkündern einer neuen Entfaltungsaera des Menſchengeiſtes zur Freiheit und Menſchlichkeit. Sie ſind für uns die Sterne, in denen wir, wenn nicht unſer eignes, ſo doch das Schickſal der nach uns kommenden Geſchlechter leſen mögen. Und was wir ſelber auch erleben mögen, dieſe Sterne können nicht lügen; ſie ſind Ausflüſſe der urewigen Wahrheit. Mag ein Gervinus an den Denkern und Dichtern ſeines Volks verzweifelnd uns auf Bacon und Shakſpeare hinweiſen, als auf die einzigen wahren Quellen der Stärkung unſeres Muths für die Leiden und Kämpfe der Zukunft. Wir andern wollen verſuchen, was ſich zu dieſem Zwecke gewinnen läßt aus unſern Leſſing und Kant, aus Schiller und Goethe, aus den Dichtern und Denkern unſeres Volks, auch wenn es wahr wäre, daß dies Volk „das Unglück" haben ſollte, keine nationale

Litteratur zu beſitzen. Es wird darum denn doch wohl eine Wahrheit bleiben, daß unſere deutſche Philoſophie ebenſo hoch über Bacon ſteht, als der Gehalt, die Tiefe der Idee und die Probleme, mit denen es die Dichter unſerer klaſſiſchen Periode zu thun haben, zwar nicht den Dichter Shakſpeare wohl aber die Weltanſchauung Shakſpeares und ſeiner Zeit überragen.

Unſere klaſſiſche Litteratur iſt ohne alle jene Einflüſſe aufgewachſen, welche dazu nöthig ſind, um eine nationale Litteratur im eigentlichen Sinne des Worts zu bilden.

Zu einer National-Litteratur gehört ohne Zweifel zunächſt und vor Allem — eine Nation. Und der Johannes unſerer geiſtigen und litterariſchen Wiedergeburt, Leſſing mußte im bittern Schmerze ausrufen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind!“ Dazu bemerkte er ausdrücklich: „er rede gar nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eignen haben zu wollen.“ In dem Wörtchen „blos“ hat Leſſing den Gedanken verſteckt, daß eine Menſchenmaſſe, ein Volk, das keine Nation iſt, das ſich nicht politiſch als ein nationales Individuum fühlen kann, auch nicht im Stande iſt, einen Nationalcharakter zu entwickeln. Denn dieſer iſt ja eben das Reſultat aller der Bedingungen, welche jene Einheit bilden, die man als ein Individuum Nation benennt.

Sehen wir Leſſing ſelbſt darauf an, wie er ſich zu Nationalität und Patriotismus verhält. Doch zuvor ein paar Bemerkungen.

Der einzelne Menſch, das Individuum iſt dies nur, inſofern ſich ſeine Individualität als beſtimmter Charakter ausprägt. Dieſe

Individualität und das Bewußtsein von derselben giebt ihm seinen Werth, und zwar einen um so höheren, jemehr er bestrebt ist, seine individuellen Eigenschaften zu ihrer möglichsten Vollendung zu steigern. Seine Eigenschaften, nicht seine Eigenheiten. Denn es ist ein goldnes Wort, das Goethe uns in den Versen zuruft:

„Eigenheiten bleiben schon von selber haften;
Du, kultivire deine Eigenschaften!"

Aus dieser Kultur der Eigenschaften entspringt das berechtigte Selbstgefühl, etwas zu sein, aber zugleich auch diejenige Bildung, welche die eigene Individualität nicht auf Kosten fremder geltend macht, sondern diese letzteren, sofern sie etwas sind, als das was sie sind anerkennt und gelten läßt. Der gebildete Einzelmensch ist eben darum auch nicht hochmüthig, nicht stolz auf seine Bildung, obschon er weiß, was er werth ist. Gebildete Menschen erweisen sich dadurch als solche, daß sie sich gegenseitig anerkennen, sich gegenseitig ihre „kultivirten Eigenschaften" zu Gute kommen lassen, ohne einander mit den schon von selber haftenden Eigenheiten beschwerlich zu fallen.

Eine Nation ist gleichfalls ein Individuum, wenn auch ein kollektives. Als solches hat sie also dieselbe Aufgabe, wie das einzelne. Ihre Nationalität ist ihr individueller Charakter. Es ist die Summe der Eigenschaften, welche aus ihrer Bedingtheit durch Naturverhältnisse und geschichtliche Entwicklung diejen individuellen Nationalcharakter bilden. Diese Nationalität, dieser Nationalcharakter ist die Grundlage, die Voraussetzung, ohne die ein Volk keine Nation sein kann. Aber diese Nationalität ist nicht das Höchste, sie ist nur die nothwendige Bedingung zu einem

zweiten Höheren. Dies zweite, Höhere iſt die Ausbildung der allgemein menſchlichen Eigenſchaften auf dem Grunde jener nationalen Individualität. Ein Volk, eine Nation denen dieſe Ausbildung fehlt, iſt dem Einzelmenſchen gleich, der ſeine Individualität nicht anders behaupten zu können meint, als dadurch, daß er die andern Individuen, mit denen er in Berührung kommt, möglichſt unter ſich herabdrückt. Solch eine Nation waren in der alten Welt die Römer, für die es auf dem ganzen Erdenrunde außer ihnen ſelbſt nur noch Barbaren gab — höchſtens etwa die Griechen ausgenommen. Die Römer ſind vorzugsweiſe das Volk der Nationalität und des damit zuſammenhängenden Patriotismus. Beide, die Nationalität und der Patriotismus, ſind auf dieſer Stufe ausſchließend, erobernd, vernichtend für andre Nationalitäten. Die Juden halten ſich für das auserwählte Volk Gottes, die Griechen verachten alle Nichtgriechen; die Römer thun beides und ein drittes dazu: ſie unterwerfen, knechten und zerbrechen alle Nationalitäten die ſie erreichen können, ja ſie vermögen es auf der Höhe ihrer nationalen Macht eigentlich gar nicht zu begreifen, wie eine Nation, ſich gegen das Glück, von ihnen beherrſcht und romaniſirt zu werden, mit den Waffen in der Hand ſträuben möge. Ebenſo die Franzoſen unter Napoleon und nicht blos unter ihm, ſondern noch heutigen Tages. Und genau genommen zeigt ſich der Nationalismus aller Völker, bis auf die letzte Zeit, mit dieſer Ausſchließlichkeit und Ungerechtigkeit gegen andere Nationen behaftet. Das ganze alte Syſtem der bisherigen Politik und Diplomatie gründet ſich zuletzt auf dieſes Fundament der excluſiven Nationalität, und des dazu gehörigen Patriotismus. Und wenn in der letzten Zeit ſeit dem erſten Napoleon, keine der Europäiſchen

Völkerfamilien mehr erobernd aufgetreten iſt, — denn die Paar Annexionen des Dezemberneſſen wollen nicht viel beſagen — ſo trat dafür der Begriff des Einfluſſes an die Stelle. Es handelt ſich darum, welches von den großen und mächtigen Nationindividuen in dem Lande und in den Verhältniſſen der minder großen und mächtigen entweder ausſchließlich oder vorwiegenden Einfluß übt oder üben ſoll.

Gegen dieſes durchaus unſittliche Prinzip haben ſich im Laufe dieſes letzten Jahrhunderts die erſten Anfänge eines neuen geltend zu machen verſucht. Man hat angefangen, die Begriffe Nation und Nationalität mit den ſittlichen Rechten und Pflichten zu verbinden, welche der Begriff der Individualität fordert. Jener Macchiavellismus, welcher die Moral und Sittlichkeit der menſchlichen Verhältniſſe überhaupt von denen der Politik und Diplomatie trennt, hat durch die ſteigende menſchliche Kultur bedeutende Erſchütterungen erlitten. Die Europäiſchen Kulturvölker ſind allerdings noch weit von ihrem Ziele entfernt: aber ſie beginnen doch bereits daſſelbe zu ahnen, und vor dem Geiſte von tauſend Einzelnen ſteht es als Aufgabe bereits in voller Klarheit. Dies Ziel, dieſe Aufgabe lautet: Nationalismus und Menſchenthum, Patriotismus und Humanismus zu vermitteln, die Nationen zu Individuen im wahren Sinne des Worts zu erheben, für welche in ihrem gegenſeitigen Verhalten zu einander dieſelben Mächte der Gerechtigkeit, Billigkeit, Einſicht und Bildung beſtimmend ſind, die das Leben und Verhalten der gebildeten Einzelmenſchen mit und zu einander beſtimmen und regeln. Der Begriff der Solidarität der Intereſſen aller Kulturvölker iſt der Untergang jenes alten Prinzips, das den geiſtigen und materiellen Flor und

Vortheil der einen Nation von dem Nachtheil und dem Zurückbleiben der andern abhängig macht. Freihandel und Schutzzoll, Intervention und Nichtintervention treten einander gegenüber. Selbſt die alte Politik iſt angenagt von dem neuen Prinzip, deſſen Einfluſſe ſie ſich nicht mehr entziehen kann. Für alle Nationalitäten, die als ſolche ſich zu fühlen ſelbſt unter dem Drucke Jahrhunderte langer Sklaverei noch Kraft behalten haben, nimmt der neue Geiſt der Menſchheit, der Geiſt der Freiheit Partei. Er will überall keine Sklaven mehr, weder als Individuen, noch als Nationen. Er macht für alle Ernſt mit dem einfachen, und doch ſo ungeheuern Worte Chriſti: Was du nicht willſt, das man dir thue, das thue du auch andern nicht. In Summa: die Aufgabe der Kulturmenſchheit erſcheint als die Befreiung der Nationalitäten und zwar als eine doppelte. Einmal als Befreiung von der Abhängigkeit äußerer Gewaltunterwerfung unter ihres Gleichen. Dann aber auch zweitens als Befreiung der Nationalität von den Schlacken dieſes Begriffs ſelbſt, von jenem Egoismus, jener Ausſchließlichkeit, die bisher das Verderben der Nationen geweſen ſind. Nicht die Freiheit, nicht der Humanitätsgedanke iſt es, der die Nationalitäten nivelliren, aufheben, vernichten will, wie man ihm vorwirft, ſondern vielmehr der Despotismus iſt es, der dies zu allen Zeiten und zuweilen mit Erfolg verſucht hat, wie er es noch heute verſucht.

Der Despotismus ſtrebt, Nationen wie einzelne gleichzumachen, zu uniformiren, zu zentraliſiren, die Individualitäten zu vernichten. Die Freiheit, der Humanismus haben das entgegengeſetzte Ziel: die Individualität der Einzelnen wie der Nationen zu kultiviren, den Völkern im Ganzen wie im Einzelnen zum Selfgovernement

zu verhelfen, und auf der gegebenen Naturgrundlage der Nationalität und Individualität die wahrhaft allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften zur höchſten Blüthe zu entwickeln. Nicht aufgehoben werden ſoll das Beſondere, das Individuum, nicht untergehen die Nationalität in dem Sinne abſtrakter Gleichmacherei. Wer denken kann, weiß, daß das Allgemeine nicht ohne das Beſondere, die Nation nicht ohne das Individuum, die Menſchheit nicht ohne Nationen denkbar iſt. Aber aufgehoben im philoſophiſchen Sinne, das heißt in ihrem wahren Weſen erhöht, und alſo aufbewahrt werden, ſoll die Nationalität in der gebildeten, humaniſirten Nation, wie die Individualität aufbewahrt bleibt auch in dem vollendetſten Individuum. Leſſing und Winkelmann, Kant und Herder, Schiller und Goethe waren keine „Nationalen" in dem herrſchenden Sinne des Worts, ſie waren ſämmtlich mit Bewußtſein Weltbürger. Aber wer wollte zu behaupten wagen, daß ſie nicht dennoch Deutſche, und nebenbei der Stolz des deutſchen Volks geweſen ſind, und auch wohl bleiben werden, ſo lange es ein deutſches Volk giebt!

Alle dieſe Heroen des deutſchen Geiſtes waren aber darum keine Freunde der ſpezifiſchen Nationalität und des damit zuſammenhängenden Patriotismus, weil ihnen dieſe Begriffe in der damals und zum großen Theil noch jetzt herrſchenden Faſſung und Ausdehnung dem höheren Begriffe der Menſchlichkeit zu widerſtreiten ſchienen. Statt jene Thatſache zu beklagen oder zu verdammen, ſollte man verſuchen ſie zu begreifen. Statt jenen Männern als ſchlechten Deutſchen und Patrioten noch über das Grab hinaus ins Gewiſſen zu predigen, ſollte man zuſehen, ob nicht vielleicht das unglückliche nationale und ſtaatliche Geſchick Deutſchlands

gerade dazu bestimmt war, diese Propheten eines neuen Grundgedankens, die Verkündiger und Vorläufer des veredelten, durch die Idee des Humanismus gereinigten und verklärten Begriffs der Nationalität hervorzubringen. Es wird eine Zeit kommen — liege sie auch noch so fern von uns und unserer Sehnsucht geschieden — in welcher glücklichere Geschlechter der redenden Menschen das Andenken jener Heroen als derjenigen segnen werden, die zuerst den Saamen des neuen Weltgedankens ausgestreut, und die ersten Grundlinien gezogen haben zu einem großen Bauplane, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diejenigen aber, die so viel reden von Gott und Vorsehung und von der weisen Führung der Menschheit durch beide, sollten sie nicht bedenklich werden bei ihren Klagen, mit denen sie über jener Männer mangelnden Sinn für Nationalität und Patriotismus den Stab brechen, wenn sie sich darauf besinnen, daß denn doch am Ende ihr Gott und ihre Vorsehung auch wohl dabei im Spiele gewesen sein müssen, daß ein Lessing und Kant, ein Goethe und Schiller — die größten Denker und Dichter unseres Volkes, gerade so fühlten, dachten und wirkten, wie sie gefühlt, gedacht und gewirkt haben? Oder sollen etwa Gott und Vorsehung immer sich in dem Falle des gutmeinenden Hausvaters befinden, dem bei dem besten Willen und bei den klügsten Anordnungen fast Alles gegen Sinn und Absicht geht? Die alten Heiden freilich haben in der That zuweilen ihren obersten Gott so aufgefaßt, und Horaz singt ganz ernsthaft:

„Ach, es trennte umsonst ein Land
Von dem andern durch's Meer weise die Vorsehung!"

„Die frevlerischen Menschenkinder," fährt der Poet fort,

„bauen Schiffe und ſegeln über alle die trennenden Meerfluthen, und ſo komme es denn," meint er, „daß der zornige Gott nie die Zuchtruthe ſeiner Blitze aus der Hand legen könne!" Wenn wir uns dieſe kindliche oder vielmehr kindiſche Vorſtellung auch bei dem heidniſchen Dichter gefallen laſſen, ſollten wir nicht Bedenken tragen, ſie auf den chriſtlichen Gott anzuwenden, deſſen Verkünder den Menſchen zugerufen hat: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt? Man könnte übrigens jene Horaziſche Vorſtellung, welche das Meer als trennende Grenze der Länder auffaßt, ganz gut auf die Nationalität anwenden. Auch dieſe iſt urſprünglich ein trennendes, ſcheidendes Element. Aber der Menſchengeiſt, dem, wie derſelbe alte Dichter ſingt, „nichts zu ſchwer iſt," hat aus dem trennenden Elemente des Waſſers ein Verbindungsmittel gemacht, und die Meere ſind jetzt ſchon längſt vielmehr die Verbindungsſtraßen der Länder und Völker. Er wird auch das trennende Element der Nationalitäten überwinden und ſie zu einem Mittel der Verbindung für die Menſchen erheben. Iſt doch ſchon jetzt die von Goethe prophezeite Weltliteratur nicht mehr ein Traum, ſondern eine Wirklichkeit.

Und nun zurück zu Leſſing.

Leſſing's Jugend fiel in die Zeit unſerer tiefſten politiſchen Abgeſtorbenheit. Die Leipziger Univerſitätsbibliothek bewahrt den Briefwechſel, welchen Gottſched und ſeine Frau ihrer Zeit mit der halben Welt geführt. Dieſer Briefwechſel umfaßt in zweiundzwanzig Folianten viertauſendſiebenhundert Briefe aus den Jahren 1722 bis 1756. Der Fleiß eines der Welt leider zu früh entriſſenen jungen deutſchen Gelehrten hat ſie vom erſten bis zum letzten durchgeleſen, und — „es iſt unglaublich aber es iſt wahr," ruft

der vortreffliche Danzel aus, in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin natürlich nichts anderes verlautet, als daß er Geld bewilligt habe*). Von Gottsched's politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit" den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staats Niemandem so bekannt sein kann, als dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll." Indessen dachte jene Zeit doch nicht ganz so servil, als es nach diesem Satze den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, bemerkt zu jenem Satze des deutschen Rechtsphilosophen von Anno 1735 in aller Bescheidenheit, daß derselbe unter den „Regenten" doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte," verstanden wissen wolle, „da sonst nicht sonder Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten." Derselbe brave sächsische Magister weiß auch ferner: daß es ein Recht der Völker gebe, daß es aber „ein anderes sei, ein bloßes Recht haben, und ein anderes solches Recht auch wider des andern Willen behaupten zu können." Man sieht, der Mann wußte besser wie die Verfasser der Frankfurter Grundrechte des deutschen Volkes ein Jahrhundert später, wo der Hase im Pfeffer liege. Aber er wußte auch, wie er an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt, „daß zu diesem Allen sich die Englische Preßfreiheit besser als

*) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 279.

unſere elende deutſche Censur ſchicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo reden müſſe, zumal wenn er ſich erinnert, was jene Frau ihrem geiſtlichen Eheherrn in's Ohr zurief: er ſolle ſo ſchreiben, daß er auch bei der Pfarre bleiben könnte."

In ſolche Zeit fiel Leſſing's Jugend. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzoſen beſitzen, beruht auf dem Grunde politiſcher Einheit, und Deutſchland war in dreihundert und mehr Staatsterritorien geſpalten, die ſich zum Theil, ſogar feindlich gegenüber ſtanden. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf einer politiſchen Verfaſſung, welche Staatsbürger kennt und anerkennt, und Deutſchland kannte nur Unterthanen. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Freiheit des Ganzen, und Deutſchland als ſolches war verachtet und ohnmächtig nach Außen und im Innern geknechtet von zahlloſen einheimiſchen Dynaſten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk das ſie knechteten, verachteten ſeine Art, ſeine Sprache, ſeine Sitten, ſeine Litteratur. Fürſten, Höfe, Adel,alles was ſich zu den höheren Ständen, was ſich zur Bildung rechnete, ſuchte ſich franzöſiſchen Zuſchnitt zu geben. Mit Recht konnte ſelbſt der loyale Goethe am Schluſſe des Jahrhunderts den deutſchen Fürſten bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution zurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet geſchieht!

Der Gegenſatz des Nationalſtolzes iſt die Verläugnung der eignen Nationalität. Iſt jener in ſeinem ausſchließendem Hochmuthe

beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung, die sich der eignen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. In diesem Sinne war Lessing national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühl, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, zu dem er gehörte, durch eigne Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde Eigenheiten nachäffte, statt die in ihm liegenden Eigenschaften zu kultiviren, aus Zorn endlich darüber, daß die Götter die es verehrte zur Zeit falsche Götzen waren. Der geschworne Gegner Voltaires neigte sein Haupt in Verehrung vor dem Genius Shakspeare.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst verachtete, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus. Lessing war neunzehn Jahre alt, als er dies Stück schrieb, in welchem er den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß, und man kann sagen, er hat sie sein Lebelang nicht ausstehen können — galt nicht der Nationalität überhaupt, sondern ihrer Ausartung. Er haßte den französischen Hochmuth; und das Gefühl, daß die eigne Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß. Uebrigens wußte er die guten Seiten des französischen Charakters sehr wohl zu schätzen, ja er stellte die Franzosen in der eifersüchtigen Wahrnehmung „ihres nationalen Ruhms", in ihrem historischen Nationalgefühl und in ihrer Schätzung der eignen Litteratur und

Kunſt gelegentlich (S. Hamburgiſche Dramaturgi-Werke Band VII, S. 82) den Deutſchen ſogar als Muſter vor.*) Derſelbe Mann der an Gleim ſchrieb: „Das Lob eines eifrigen Patrioten iſt nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich Weltbürger ſein ſollte," derſelbe Mann der ein andermal dem Freunde das Bekenntniß ablegt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlands (es thut mir leid, daß ich ihnen vielleicht meine Schuld geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs Höchſte eine heroiſche Schwachheit die ich recht gern entbehre"**) — ebenderſelbe Mann war der eifrigſte Patriot, der bewußteſte Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbſtachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Dieſe in ſeinem Volke zu erwecken daran hat er ſein ganzes Leben gearbeitet, und es iſt nicht mehr nöthig zu ſagen, mit welchem Erfolge. Zu dieſem Zwecke verſchmähte er ſelbſt die Waffe des bitterſten Spottes, des ſchneidendſten Hohnes nicht, wo ſie durch den Gegenſtand ſeines Angriffs herausgefordert und be-

---

*) Leſſings Anſichten über Nationalität, Staat und bürgerliche Geſellſchaft findet der Leſer jetzt ausführlich dargeſtellt in meiner Biographie Leſſings Th. II, S. 346—380. (Sechſte Ausgabe 1869).

**) Leſſings Werke XII., S. 125. f. 127. (Lachmann). In der zu erſt genannten Stelle ſchickt Leſſing in deſſen — was wohl zu beachten — die Bemerkung worauf: „Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bei mir nicht ganz erſtickt," und ſein Trauerſpiel Philotas iſt dafür ein ſchlagender Beleg; denn er feiert den Heroismus der Vaterlandsliebe, der Vaterlandsliebe mit dem bald darauf Leſſings geliebteſter Freund Kleiſt in den Tod ging.

rechtigt wurde. Sein Riccaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieſer Hinſicht mehr gewirkt als das ganze Klopſtockſche Bardenweſen. Es war das Erſtemal, daß in deutſcher Zunge von einer deutſchen Bühne herab einem Franzoſen auf ſein: Mademoiselle parle français? mai *sans doute*, telle que je la vois? La demande était bien impolie — zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutſchen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen, aber warum hier? Ich höre ja, daß ſie mich verſtehen!“ Leſſing ſchlug den franzöſiſchen Windſack, und meinte den deutſchen Eſel der ihn trug. Selbſt ſeine erſten dramatiſchen Verſuche entſtanden aus dem Streben, ſeine Nation aus der abſoluten Abhängigkeit ihrer komiſchen Bühne vom fremden „Witze“ zu befreien. „Was herrſcht auf unſern geeinigten Theatern? fragte er in der Vorrede, die er ſeinen erſten dramatiſchen Sachen voranſchickte. „Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz (Witz war nach damaligem Sprachgebrauch Geiſt überhaupt) der, ſo oft wir ihn bewundern eine Satyre über den unſrigen macht?“*) Als ſein Freund Gleim ihm meldet (1757), daß er viele Franzoſen ſehe (es war kurz vor der Schlacht bei Roßbach), ſchreibt ihm Leſſing einen eignen Brief, in welchem er ihn beſchwört, nur ja ſeine Nationalität auf geiſtigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzoſen zu vertreten. Er preiſt die Franzoſen glücklich, daß ſie endlich einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutſchen in Deutſchland ſelbſt zuſammen zu kommen, und ſich zu überzeugen, „daß es eben nicht unſre größten Geiſter ſind, die nach Paris

*) Leſſing: Werke III., S. 4.

kommen. „Aber ich bitte Sie inſtändigſt", ruft er ihm zu, „zeigen Sie ſich ja als einen wahren Deutſchen!" und nachdem er ihm dazu die ausführlichſten Regeln mit Beiſpielen der Ausführung verſehen an die Hand gegeben hat, fügt er hinzu: — „ſelbſt von Voltaire müſſen Sie thun, als ob ſie weiter nichts als ſeine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſein, die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte!"

Leſſings Nationalitätsſtreben iſt Nothwehr. Nothwehr aber entſchuldigt nach Leſſing ſogar Selbſtlob, um wie vielmehr in dieſem Falle das Streben eines kräftigen Geiſtes, ſeinem Volke das verlorne Selbſtgefühl, das Gefühl der Selbſtachtung wiederzugeben. Von dieſem Geſichtspunkte aus muß man Leſſings Verhalten gegen die Franzoſen beurtheilen, um es begreiflich zu finden, daß er bis ans Ende ſeines Lebens der Abneigung gegen ſie nicht Herr werden konnte, daß er ſelbſt im Scherze „mit keinem Franzoſen irgend etwas gemein haben wollte" (XII. S. 248), und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzoſen, alſo, wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf," auf einem Plagiate an einem deutſchen Dichter ertappen konnte (III. S. 232). Es mag paradox klingen, aber es iſt darum nicht weniger wahr, wenn man ſagt: Leſſing war national und patriotiſch aus Haß gegen die Nationalität und den Patriotismus, d. h. gegen die Uebertreibung und Ausartung dieſer beiden ſonſt auch für ihn wohlberechtigten Gefühle. Die Worte die er, im Begriff nach England zu reiſen (1756) an Nikolai ſchrieb: „vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann" (XII. 59), ſind bedeutungsvoll im Munde eines Leſſing.

Leſſings Nationalitätsſtreben ging alſo nicht über die Forderung der Selbſtachtung, die er an ſein Volk richtete hinaus, und ſein Patriotismus war nichts weiter als die Pflicht eines jeden Volksgenoſſen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, ſeine Eigenſchaften kultivire, und ſich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag war vom Uebel für den Weltbürger.

Und der Politiker?

Eine deutſche Politik, wie wir ſie kennen, wenn auch nicht haben, gab es damals ſo wenig wie es ein Deutſchland gab. Von Verfaſſung und Verfaſſungsformen war keine Rede. Politiſche Bildung im modernen Sinne war ein völlig unbekannter Begriff in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Gutsherren im beſten Falle patriarchaliſch, im gewöhnlichen despotiſch, immer aber nach abſoluter Willkür regiert oder vielmehr be- und verwirthſchaftet wurde. Freilich gab es einzelne freie Menſchen, Deutſchland hat keinen freiern geſehen als Leſſing war. Aber das kam daher, weil der deutſche Despotismus damals noch naiv war, weil er die einzelnen freien Geiſter leidlich gewähren ließ, und weil dieſe, wenn es ihnen in dem einen deutſchen Vaterlande zu heiß wurde, nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbeläſtigt und aus dem Bereich etwaiger Verfolgung zu ſein. Die polizeiliche Geiſteseinheit Deutſchlands war damals noch nicht erfunden, und noch Schiller und Goethe konnten ſeufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo in Norddeutſchland zumal allen ſtrebenden Geiſtern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelaſſen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutſchland

Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goetheschen Bürgers Geständniß hinaus:

> Nicht Bessers weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen,
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

besonders wenn der Schauplatz hübsch weit ab lag von Haus und Hof, es brauchte nicht grade hinten in der Türkei zu sein, und wenn es nur „zu Hause," im Spezialvaterlande, beim Alten blieb. Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern. Und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn seine Briefe kommen wiederholt auf diese Katastrophe zurück*). Während des siebenjährigen Krieges suchen wir dagegen vergebens nach einer Zeile über Kriegsereignisse und Schlachten, über die strategischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Sogar in den Briefen, die er aus Tauenziens Hauptquartier schrieb, ist keine Spur von politischen Neuigkeiten. Er verehrte in Friedrich dem Großen das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding," Krieg genannt (XII. 100), und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Arbeiten vergrub. Zu Friedrich dem Großen hatte er überdies ein ganz eignes Verhältniß. Die gekrönte Despotie

---

**) Werke XII., S. 240. 350. 354 360.

imponirte ihm nicht, wohl aber die Größe des Charakters, das Genie des Feldherrn, die raſtloſe Thätigkeit im vollen Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Leſſing war ein Sachſe. Wer den Sonderpatriotismus der Deutſchen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Leſſing ſchon 1757 den König von Preußen, den Feind Sachſens bewunderte, und ſich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt ſein werde, es ſeinen Bekannten nur ins Ohr zu ſagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ſei" (XII., 82). Es ſind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Leſſing, der Jüngling von einigen zwanzig Jahren, als Feuilletoniſt der Voſſiſchen Zeitung wie man heute ſagen würde, pflichtmäßig am Jahreswechſel und am Geburtstage den König beſingt. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei ſind dieſe Huldigungen, inmitten einer Zeit wo kriechende Vergötterung an der Tagesordnung war! Sie galten dem „Vater" ſeines Volks, dem „menſchlichen Helden," dem es ein Glück ſein würde, wenn ſein Volk ſchon ſeiner werth, d. h. wenn ſelbſt ein erleuchteter Despot für daſſelbe entbehrlich wäre*). Unter das Bildniß Friedrichs des Großen, das in ſeinem Zimmer hing, fand man ſpäter von ſeiner Hand die Worte geſchrieben:

„Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene ſpricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philoſoph, kann Held, kann beides ſein."

„Wenn ich mich recht betrachte," ſchrieb er in ſein Tagebuch, „ſo beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen Kö-

*) Werke I., S. 89, 96. 97.

nig von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweis't, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei!" Wem fällt nicht als Kommentar dazu das Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen!"

Aber die Anerkennung, welche er dem Kriegshelden, dem Genie, dem freien Denker auf dem Throne zollte, „den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte"*), sie verblendete ihn nicht über die Natur der Willkürherrschaft auch der besten und genialsten. Unmittelbar neben jener Aeußerung über den großen König, findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige, die ohne Zweifel auf denselben Fürsten sich bezieht: „Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, bloß weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?" Klingt das nicht als wäre es heute geschrieben? Er wollte keine Anstellung unter dem Preußischen Könige, und wir wissen auch ohne seines Bruders Aufklärungen**), warum er es nicht wollte. Vor seinem Abgange von Berlin nach Hamburg als Dramaturg des neuen Theaters schrieb er an Gleim (1. Febr. 1767): „ich hoffe es soll mir nicht schwer werden, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer bleiben, aber alles übrige dort, vom größten bis zum kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?" Gegen Nicolai aber

*) Vergl. Werke Band III., S. 190.

**) Lessings Leben I., S. 247. 249.

geht er vollständig mit der Sprache heraus. Nikolai hatte sich von Gleim gegen Wien einnehmen lassen. Er hatte gegen Lessing Berlin und die Preußische Freiheit gerühmt, weil man in Wien ein Buch von Moses Mendelssohn verboten hatte. „Das muß geschehen sein, antwortet (1769) Lessing ironisch, weil es in Berlin gedruckt ist. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu reden und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Lassen Sie es doch aber einmal einen in Berlin versuchen, über andre Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es doch jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." „Die große preußische Kaserne" war keine Luft, worin er ohne Noth lange athmen mochte.

Daß ihn bei diesen Ansichten selbst die Kriegsthaten des großen Königs nicht zu begeistern vermochten, daß er den Enthusiasmus Gleims und seiner Grenadierlieder nicht oder doch nicht durchweg theilen konnte, ist leicht begreiflich. War für ihn doch, wie er es in seinem ersten Litteraturbriefe ausspricht, dieser Krieg „nichts als ein blutiger Prozeß zwischen gekrönten Häuptern!" — Es ist bei dieser letztern Gelegenheit, daß jenes oben erwähnte politische und patriotische Glaubensbekenntniß Lessings in einem Briefe an Gleim

zu Tage kam. Gleim war darüber außer ſich. Aber wie ſollte ſich ein Leſſing, der Dichter der Humanität, dem der Krieg ebenſo wie Goethen zuwider war, für das rein dynaſtiſche Intereſſe eines Kabinetskrieges erwärmen, wie ſich für das „vaterländiſche“ Kriegsheer begeiſtern, das meiſt aus geworbenen Söldnern aller Herren Länder, aus umgekleideten Sachſen, ja aus gefangenen Oeſtreichern beſtand? Der Ausruf Tellheims in Minna von Barnhelm (V, 6) „hatte der Mohr kein Vaterland?“ gehört hierher. Leſſing war ſchon damals ſo weit, daß ihm das ſpecifiſche Preußenthum und ſein überſchwänglicher Patriotismus gegenüber einem Kriege Deutſcher gegen Deutſche, von Herzen zuwider war. Konnte er dafür, daß er auch hier ſeiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutſcher war, und als Deutſcher fühlte und empfand in einer Zeit, wo der nationale Begriff politiſch und litterariſch den Deutſchen abhanden gekommen war? In einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, verachtete und an ihrer Bildung und Bildungsfähigkeit verzweifelte, obgleich ein Leſſing unter ihm lebte und ſchrieb.

Uebrigens ging es Leſſingen mit den deutſchen Politikern und Lokalpatrioten wie ſpäter mit den Theologen. „Was Sie mir,“ ſchreibt er 1777 an Nikolai, „von der guten Meinung ſagen, in welcher ich bei den Berliner Theologen und Freigeiſtern ſtehe, erinnert mich, daß ich gleichergeſtalt im letzten Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen bin gehalten worden, weil ich keins von beiden war, und keins von beiden ſein mußte, wenigſtens um die „Minna“ zu machen“ *).

*) Werke XII., S. 487, XIII., S. 155, Leſſings Leben ꝛc. I., S. 189.

Und als er sie gedichtet, als er das erste deutsche Drama geschaffen hatte, das für die Nation den Blick aus der litterarischen und bürgerlichen, in eine höhere bedeutende Welt glücklich eröffnete, wie empfing das damalige Preußenthum diese Schöpfung? Preußische Reklamationen verhinderten längere Zeit die Aufführung des Stücks selbst in Hamburg bei der Bühne, wo Lessing selbst Dramaturg war, und Schwierigkeiten noch größerer Art fand natürlich die Aufführung in Berlin selbst*), die erst am 21. März 1768 erfolgte. Zwar wurde sie dann freilich zehnmal hintereinander vor einem vollen Hause wiederholt; als aber am Zehntenmal Prinz Heinrich und andre Personen des Königlichen Hauses gegenwärtig gewesen waren, da war es für eine Zeitlang mit der Aufführung vorbei. Später ward das Stück überhaupt in Berlin nicht mehr „goutirt" und Lessing schrieb darüber 1777 an Nikolai, der ihm das gemeldet hatte, in seiner kaustischen Weise: „Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem (Berliner) Theater verdrängt wird!" Wir wissen, was Lessing von einer deutschen Nationalschaubühne seit dem Hamburger Versuche dachte, und Berlin schien ihm und seinen Freunden der letzte Ort dazu**), Berlin, die Hauptstadt des Staates, den er den sklavischsten in Europa zu nennen keinen Anstand trug, Berlin, wo die Censur selbst die preußischen Patriotismen eines Gleim unter ihre Scheere nahm. Daß Lessing sich politisch genirt gefühlt hat bei dem Gedanken an die dramatische Bearbeitung historischer Stoffe, das sieht man deutlich aus einer verlornen Be-

*) Werke XII., S. 184—185, Lessings Leben I., S. 239—240.

**) Werke XII. 466, XIII. 582.

merkung in ſeinen Kollektaneen, wo es unter der Rubrik: „Tragiſche Subjekte heißt: „Wenn man Karls I. tragiſches Ende unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, ſo könnte man am Beſten die ähnliche Geſchichte eines Königs von Siam dazu nehmen, der um dieſelbe Zeit von ſeinen Unterthanen der königlichen Würde entſetzt und hingerichtet wurde.“ Die Geſchichte eines Königs von Siam! Jetzt, hundert Jahre nach Leſſing, kommt ein Dramatiker doch noch zuweilen mit der Maske von Portugal durch! Und für einen politiſchen Zuſtand, der ſolche Sklaverei nöthig machte, ſollte ſich ein freier Geiſt wie Leſſing, Leſſing der die Freiheit und Manneswürde ſelber war, intereſſiren!

Er hat es nicht gethan. Er war ſeiner Zeit auch politiſch um ein Jahrhundert voraus. Leſſing war ein Republikaner, und zwar einer der beſten die Deutſchland bis auf den heutigen Tag geſehen hat. Ein Republikaner in partibus, ein theoretiſcher natürlich, nämlich in ſofern er keine republikaniſchen Umwälzungen erſtrebte. Aber in ſeinen Maximen, und Anſichten, in ſeinen Werken, in einer unabhängigen Lebensführung war er ein ſehr praktiſcher. Wie lange ſträubte er ſich, ehe er zuletzt an der Schwelle des Alters ſich dazu herbeiließ, in den Dienſt eines Fürſten zu treten! und als er es that, war es die äußerſte Noth die ihn zwang, und die Stellung eine ſolche, die ihn ſoweit als möglich an den äußerſten Rand der großen Peripherie fürſtlicher Dienſtbarkeit brachte, ein Bibliothekariat in einer kleinen ſtillen Stadt. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er an die Möglichkeit glaubte, daß deutſche Fürſten es redlich meinen könnten mit der Bildung des deutſchen Volks. Aber er war nur allzu bitter enttäuſcht worden. In ſeinem Nachlaſſe fand ſich ein Blatt mit der Ueber-

ſchrift „an Mäcen," das ich niemals ohne Rührung leſen konnte, obſchon mir ſehr wohl bekannt war und iſt, daß Leſſing im Allgemeinen gar wenig von dem geprieſenen Medizeerthum hielt.

„Wer iſts in unſern Tagen," heißt es in dieſem Entwurfe zu einer Elegie, „hier in einem Lande, deſſen Einwohner noch immer die alten Barbaren ſind, der einen Funken von Deiner Menſchenliebe, von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Muſen zu ſchützen, in ſich hegte?"

„Wie habe ich mich nicht nach einem neuen ſchwachen Abdrucke von Dir umgeſehen! Mit den Augen eines Bedürftigen umgeſehen! Was für ſcharfſichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopien ein bitteres Lachen ausſchütten. — —"

Aber neben dieſem bittern Lachen blieb ihm noch das Gefühl des eignen Werths und der eignen Erhabenheit, die nie fähig wäre, „eine niedrige Rolle zu ſpielen und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ſtänden." Es blieb ihm der edle Stolz, mit dem dieſer Deutſche des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo kein lebender Menſch ſeines Volks ſolch einen Gedanken auch nur zu haben fähig war, ausrufen konnte:

> „Ein König mag immer über mich herrſchen, er ſei mächtiger, aber beſſer dünke er ſich nicht. Er kann mir keine ſo ſtarken Gnadengelder geben, daß ich ſie für werth halten ſollte, Unwürdigkeiten zu begehen." *)

Wer ſolch ein Bewußtſein in einem von hunderten abſoluter Fürſten regierten Lande und Volke hat, den kann man wohl einen

*) Werke I 208.

Republikaner nennen. Und Leſſing's ganzes Bewußtſein iſt republikaniſch. Selbſt dem größten Könige gegenüber empfindet er ſich unbefangen als ſeines Gleichen, und zwar nicht etwa, wie die Theologen ſagen, vor Gott, ſondern vor dem eignen Selbſtgefühl. In Leſſing iſt keine Faſer von Goethe'ſcher Unterthänigkeit. Er iſt auch gemüthlich der Republikaner, wie jener der Monarchiſt unter den deutſchen Klaſſikern. Es iſt zu begreifen, warum Leſſing den angefangenen „Spartakus" liegen ließ. Der Stoff dieſer „antityranniſchen Tragödie*) war zu verfänglich für jene Zeit, aber ſeine Wahl iſt bedeutſam, und Niemand wird die Bruchſtücke ohne Intereſſe leſen. Spartakus, das rächende Genie der verachtetſten Menſchenklaſſe, welche die Kultur des Occidents geſehen, ſagt am Schluſſe zum Konſul:

„Sollte ſich der Menſch nicht einer Freiheit ſchämen,
Die es verlangt, daß Menſchen ſeine Sklaven ſind!"

Der Konſul erwiedert höhniſch:

„Ich höre, du philoſophierſt, Spartakus!"

Iſt das nicht derſelbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg noch bis auf den heutigen Tag den Vernunftgründen des Unterdrückten geantwortet hat: „Ich höre, du philoſophireſt, Spartakus!" Der Gladiatorenfeldherr, der ſo edel für das Menſchenrecht des Menſchen ſpricht, er empfindet das Gift dieſes Hohnes im tiefſten Innern. Er zuckt zuſammen, wie von einer Natter geſtochen:

„Was iſt das? — Du philoſophirſt?
Doch, ich erinnere mich — Ihr habt den Menſchenverſtand

*) Danzel II, 2, 19.

In die Schule verwieſen, um ihn lächerlich machen zu können—
Wo du nicht willſt, daß ich philoſophiren ſoll,
Philoſophiren! — es macht mich lachen! — Nun wohlan!
Wir wollen fechten! Lebe wohl,
Auf Wiederſehen, wo der Kampf am hitzigſten wird ſein!"

Wenn du nicht willſt, daß ich philoſophiren ſoll, ſo wollen wir fechten! Ich fürchte ſehr, das wird das Ende vom Liede ſein, auch in dem Handel zwiſchen dem Spartakus und dem Konſul der Zukunft!

Wenn Leſſing im Spartakus die Freiheit des Menſchen gegen die Unmenſchlichkeit des Sklaventhums vertrat, wenn er hier keinen andern Ausweg ſah, als den der Gewalt, da man Ketten nicht mit humanen Gründen zerbricht, ſo feierte er in dem Trauerſpiel „Henzi," dem erſten bürgerlichen Trauerſpiele im ächten Sinne jenes Wortes, die Freiheit des Staatsbürgers, die eben ſo gut durch eine republikaniſche Ariſtokratie, als durch einen abſoluten Despoten vernichtet werden kann. Henzi war ein Zeitgenoſſe Leſſing's, ein edler und gebildeter Schweizer, ein Bürger der Republik Bern. Er büßte den Verſuch, ſein Vaterland von der Tyrannei des patriziſchen Raths zu befreien, auf dem Schaffotte. Der kühne Leſſing wagte, was Keiner vor ihm gewagt, einen gleichzeitigen hiſtoriſchen Stoff dramatiſch zu behandeln. Die Berner Ariſtokraten verboten auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutſchland ein Trauerſpiel ihren politiſchen Mord behandeln werde, die noch ungeſchriebene Tragödie im Voraus*). Um ſo eher ging Leſſing an's Werk. Das tragiſche Schickſal eines wahrhaften

*) Johann v. Müller's Werke, Bd. 29., S. 532.

Republikaners und Patrioten ergriff ihn tief. Er zeigt uns in Henzi einen Republikaner, der keinen andern Zweck hat, als die Freiheit für Alle. „Der Gott," ruft Henzi aus, als einer seiner Freunde fragt: ob auch der Zweck weiter gehe, als auf die Befreiung Berns?

„Der Gott, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig find't.
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen.

Ein reinerer Republikaner ist nie gezeichnet, wie dieser Henzi, der nur im äußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil —

„Den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen,"

und der keinen sehnlichern Wunsch hat, als daß der Rath von Bern, der Despot, im letzten Augenblicke noch Vernunft annähme und das „Joch des Volkes" linderte —

Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert,
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.

Dieser Republikaner, der die Möglichkeit nicht begreifen kann —

„— — wie sie sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen,"

dieser Henzi ist — Lessing, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete, fast drei Menschenalter, bevor der Gedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte.

Lessing aber, der praktische Republikaner, der Republikaner

in Deutſchland, unter abſolutem Fürſten und despotiſchen Regierungen, das iſt — der Tellheim in Minna von Barnhelm. Dieſer verabſchiedete preußiſche Major von 1763, der da ſagt: „die Großen haben ſich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für ſie ſehr wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, ſondern alles der eignen Ehre wegen thut;“ der „keine Gnade braucht, ſondern nur Gerechtigkeit,“ der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausſchlägt, iſt ein merkwürdiger Anachronismus. Minna hat ganz Recht, wenn ſie von ihm ſagt: „Sie ſprechen, wie ein Mann ſprechen muß, dem die Großen ſehr entbehrlich ſind.“ Dieſer Major von Tellheim würde heute, hundert Jahre ſpäter, ſeiner Grundſätze wegen aus jedem preußiſchen Regimente durch Ehrengericht entfernt werden müſſen. Denn er hat keinen Blutstropfen von dem loyalen Offiziersbewußtſein, das keinen andern Regulator für ſein Thun und für ſein Gewiſſen hat, als die Anſicht und den Befehl ſeines Königs und Kriegsherrn. Soldat ſein, blos um ſich zu ſchlagen, heute in Spanien, morgen in Afrika oder in der Türkei, heißt ihm, „wie ein Fleiſcherknecht reiſen, weiter nichts!“ Man höre doch nur das Selbſtbekenntniß dieſes theoretiſchen Republikaners in der Majorsuniform. „Die Dienſte der Großen ſind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten.“ Titel, Orden, Ehrenſtellen ſind ihm nichtige Dinge. Daß er Soldat geweſen, kann er höchſtens nicht bereuen, aber er iſt meilenweit entfernt, ſich auf ſein Soldatenthum etwas einzubilden. „Ich ward Soldat,“ ſagt er, „aus Parteilichkeit (d. h. aus Parteilichkeit für das Genie des großen Friedrich), ich weiß ſelbſt nicht, für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für

jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem was Gefahr heißt, vertraut zu machen, um Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen."

Das war das Aeußerste, was der politische Dichter in einem Drama wagen durfte, das er auf die Bühnen Deutschlands, auf die Bühne der Residenz des deutschen Militairstaats bringen wollte, und ich bin überzeugt, heute im Jahre 1851 eingereicht würde die Minna von Barnhelm in Berlin einen Korb von demselben Theater erhalten haben.

Aber Lessing der politische Denker ist viel weiter gegangen. Dieser geborne Republikaner unter einem Volke von Knechten und Philistern, die wie der Bourgeoiswirth in Minna von Barnhelm an die Allweisheit ihres Königs glauben, und für die Allwissenheit der Polizei begeistert sind, er hat das in der Minna von Barnhelm angeschlagene Thema bis an seine äußersten Konsequenzen verfolgt.

Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt, und sah in derselben den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel, ob katholische oder protestantische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und der Sklaverei des menschlichen Geistes in derselben. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern," während er ein Werk schuf, dessen Gedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder Kirche und jedes übernatürlichen Dogmenglaubens, sowie je-

den Unterſchied von Prieſtern und Laien aufheben müſſen. Der einundzwanzigjährige Leſſing ſah dies ſymboliſirt in dem Schickſale Chriſti, der da lehrte: Gott iſt ein Geiſt, du ſollſt ihn im Geiſte anbeten. „Welcher Satz iſt vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden als dieſer? Aber eben dieſe Verbindung war es, welche Prieſter und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte.“ (XI. S. 25.)

Und derſelbe Leſſing, der den religiöſen ſchuf, trug ſich im Geiſte auch mit einem politiſchen Nathan gegen den abſoluten Staat, die weltliche Kirche. Er wußte zu gut, daß zwiſchen beiden die genaueſte Wechſelwirkung, das intimſte Bündniß beſteht. Aufgebrachten Prieſtern,“ ſagt er einmal, „ſchlägt ein ſchlauer Pilatus nichts ab.“ Kann man es beſſer ausdrücken, daß Prieſterthum und Abſolutismus, geiſtlicher und weltlicher Despotismus, Hand in Hand gehn?

Unter den Papieren ſeines Nachlaſſes fand ſich ein Blatt, auf welches Leſſing in wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines ſolchen politiſchen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei Anfänge hat, iſt überſchrieben:

„Geſpräch über Mönche und Soldaten.“

Zwei Sprecher A. und B. unterhalten ſich. A. könnte ganz gut einen lichtfreundlichen konſtitutionellen Liberalen unſerer Tage abgeben. Wer B. iſt brauche ich nicht erſt zu ſagen. „Muß man nicht erſchrecken,“ ſo beginnt der erſtere, „muß man nicht erſchrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben, als Soldaten?“

B. Du willſt ſagen, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche.

A. Nein, nein! mehr Mönche, als Soldaten.

B. Erſchrecken? Warum nicht eben ſowohl erſchrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche? In dem und jenem Lande von Europa magſt du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann ſeine Saat von Schnecken und Mäuſen vernichtet ſieht: was iſt ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr ſind als der Mäuſe? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuſe ſo viele giebt?

A. Das verſteh ich nicht.

B. Weil du nicht verſtehen willſt. — Was ſind denn Soldaten?

A. Soldaten ſind Beſchützer des Staats.

B. Und Mönche ſind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate.

A. Träumſt du? Der Staat, der Staat! Das Glück welches der Staat jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt.

B. Die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel!"

Steckt nicht in dieſen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politiſcher Nathan, und mit ihm die ganze Weisheit unſerer modernſten Zeit. Zunächſt dieſer prägnante Parallelismus, der Mönche und Schnecken, der Soldaten und Mäuſe, beide die Saaten des Landmanns vernichtend, beide zehrend am Wohlſtande und Vermögen der Geſellſchaft. Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats; Kirche und

Staat in ihrem Weſen daſſelbe, der Staat die politiſche Kirche, die Kirche der geiſtliche Staat. Das Glück, das der Staat „jedem einzelnen Gliede" in dieſem Leben gewährt, gerade ſo reell wie die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt! Fürwahr! dieſer Leſſing iſt ein Vorläufer des ſtaatsfeindlichen Sozialismus, ſo gewiß wie er der Vater der freien Gemeinden iſt. Heißt es nicht Alles ſagen, was man gegen den Staat ſagen kann, wenn man, wie hier Leſſing thut, den blauen Dunſt der von der Kirche verheißenen jenſeitigen Seeligkeit dem Glücke gleichſtellt, welches der von Soldaten geſtützte und beſchützte Staat jedem Einzelnen ſeiner Angehörigen, beſonders den fabrikarbeitenden und tagelöhnernden Proletariern in dieſem Leben gewährt? Leſſing nennt denjenigen einen Gimpel, der das nicht einſieht — oder nicht einſehen will, denn er hat ſeinen B. ſtark in Verdacht, daß er ſich dümmer ſtellt, als er iſt. Es wird erlaubt ſein, in Leſſing's Namen dieſe Bezeichnung für die zu wiederholen, die hundert Jahre nach Leſſing noch nicht ſo klug geworden ſind, zu begreifen, was Leſſing gemeint hat.

Erſt mit dem ſtützenden Mönchthum wird der geiſtliche Despotismus der Kirche fallen, erſt mit der Vernichtung des Soldatenthums der weltliche Despotismus des abſoluten Staats. Der humane Leſſing, der Dichter des Nathan, ſagt es, und Amerika mag uns Bürge ſein, daß ſeine Prophezeihung ſich erfüllen wird.

Unter Leſſing's Epigrammen ſind nur zwei, die man politiſche nennen kann, das eine lautet:

„Was doch die Großen Alles eſſen!
Gar Vogelneſter; eins zehn Thaler werth.“
Was? Neſter? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute freſſen.
„Kann ſein, kann ſein! Gevattersmann!
Bei Neſtern fingen die dann an.“

Das zweite iſt noch ſchärfer. Es faßt den ganzen Haß des freien Menſchen gegen unbeſchränkte Herrſchaft in die ſchneidenden Worte:

„Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?“
So fragt' ein *König* einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt's *Tyrann*,
Und *Schmeichler* von den zahmen.

Jena, August 1851.

Leſſing iſt der Johannes, der auf den Meſſias der Freiheit, auf Schiller verweiſt.

Der Jüngling Schiller hatte dem Herrendienſte gute Nacht gegeben und ſich der Nation an's Herz geworfen. Doch nein! nicht der Nation, ſondern — dem Publikum. In der Ankündigung der Thalia heißt es: „Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Das Publikum iſt mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele."

Das Publikum alſo, nicht die Nation. Denn ſchon der vierundzwanzigjährige Schiller wußte, daß es wohl ein deutſches Publikum gab, aber keine deutſche Nation. „Wenn wir es erlebten," ſagt er in derſelben Zeitſchrift, „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation." Er hat es nicht erlebt, und die Deutſchen ſind bis auf den heutigen Tag noch keine Nation geworden. Der Jüngling Schiller glaubte einen Augenblick, von der Schaubühne herab ſeine Landsleute zu einer ſolchen bilden zu können. Er lernte erſt ſpäter einſehen, daß

eine Nation wohl Nationaldichter und eine Nationalbühne ſchafft, aber nicht umgekehrt.

Es iſt nicht anders! In Schiller iſt keine Ader deſſen, was bei unſern ſpecifiſchen Nationalen und Patrioten Nationalismus und Patriotismus heißt. Und doch nennen auch dieſe ihn den vorzugsweiſe deutſchen, ja den deutſcheſten Dichter. Iſt das nicht wunderbar? Gewiß. Aber nicht für uns, die wir gerade die Eigenthümlichkeit des deutſchen Geiſtes darin ſetzen, daß ihm die Aufgabe beſchieden werden konnte, jene Schranken zu durchbrechen, jene Beſtimmungen auf ihr Maaß zurückzuführen und ſie dem Begriffe der Humanität unterzuordnen. Wie oft haben es die deutſchen Theologen ausgeſprochen: nicht das politiſche, ſondern das chriſtlich-religiöſe Gebiet ſei die Arena, nicht das national-ſtaatliche, ſondern das weltbürgerlich-chriſtliche ſei das Intereſſe des deutſchen Geiſtes? Niemand hat es ihnen verübelt, daß ſie ſo redeten. Warum alſo den Stein auf uns werfen, die wir genau daſſelbe ſagen, wenn auch „ein wenig mit andern Worten?“ Warum es uns zum Verbrechen machen, daß wir mit Leſſing und Herder, mit Schiller, Kant und Goethe unſere Religion, unſer Chriſtenthum und deſſen Verwirklichung in der Menſchheit, daß wir die Verwirklichung der Humanität und Freiheit aller Völker für diejenige höchſte und letzte Aufgabe halten, auf deren Erfüllung hinzuarbeiten und immerfort hinzuweiſen gerade dem deutſchen Geiſte vorzugsweiſe beſchieden zu ſein ſcheint?

Schiller iſt kein Nationaler, kein Patriot. Es war nicht ſo thöricht länger als einen Augenblick zu glauben, daß Dichter, Künſtler uud Schriftſteller eine Nation ſchaffen könnten, während ihn die Geſchichte der Welt lehrte, daß umgekehrt nur eine Nation

auch nationale Dichter, Künſtler und Schriftſteller bildet. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als er bereits erkannt hatte, daß das ausſchließlich nationale, das vaterländiſche Intereſſe einer untergehenden Weltanſchauung angehöre. „Wir Neueren," ſchreibt er an ſeinen Freund Körner, „haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht gleich kommt. Das letztere iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente — und was iſt die wichtigſte Nation anders? — nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt." Wir ſehen, Schiller hat früher als Goethe und ganz unabhängig von ihm, den Gedanken der Weltliteratur und der damit zuſammenhängenden humanen Weltbildung ausgeſprochen. Dieſer deutſche Chriſtus, deſſen Reich eben ſo wenig wie das des jüdiſchen „von dieſer Welt" war, nämlich von dieſer elenden ihn umgebenden Welt Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert, er hat ſich nicht, wie man hier und da noch klagen hört, von dem Goetheſchen nationalen und patriotiſchen Indifferentismus verführen laſſen, als er den Deutſchen zehn Jahre ſpäter im Xenienkampfe zurief:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr ſuchet es Deutſche vergebens,
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen Euch aus."

Er hat ſchon lange vor Arndts deutſchem Frageliede ausgerufen:

Deutſchland! Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

Es iſt keine Frage, daß Schiller und Goethe in England, in einer ſtaatlich gebildeten Nation geboren, nationale Dichter geworden wären. Aber es iſt eben ſo gewiß, daß ſie alsdann nicht die Dichter und Propheten einer neuen Weltanſchauung, nicht Goethe und Schiller geworden ſein würden. Das mag trivial klingen, aber wer kann dafür, daß das anſcheinend Triviale von ſo vielen Menſchen immer noch nicht begriffen wird.

Schiller war ein Deutſcher und lebte in Deutſchland. Als Praktiker des Ideals der Freiheit, die er in ſich trug, hätte er Revolutionair werden und wie ſein Jugendfreund Scharffenſtein ſagt: „auf dem Schaffotte enden müſſen;" denn Deutſchland war ein Gefängniß ſchlimmer als Dänemark, mit zahlloſen Löchern und Verſchlägen. Er that es nicht. Statt eine politiſche und nationale Revolution zu machen, was nicht in ſeiner Macht ſtand, wurde er der Theoretiker der Freiheit, machte er eine humane Revolution. Praktiſch emanzipirte er zunächſt ſich ſelbſt. Er ſtreifte die Feſſeln des würtembergiſchen Spezialvaterlandes und des Herrendienſtes von ſich ab, und wurde ein Republikaner, ein literariſcher natürlich, ein geiſtiger; er wurde ein deutſcher Weltbürger. Zehn Jahre lang behauptete er ſich als ſolcher auch äußerlich im ſtrengſten Sinne des Wortes. Als ihn dann „der Hunger und die Liebe" zwangen, ein Amt anzunehmen und ſeine Freiheit aufzugeben, war er lange darüber in Verzweiflung. Seine Briefe

an Körner muß man leſen, um dieſe Verzweiflung zu verſtehen. Auch hielt er es nicht lange aus, und man kann ſagen, daß er ſich eigentlich nie in den modernen Beamtenſtand einpferchen ließ. Er nahm einige hundert Thaler von einem Fürſten an, weil er keine andere Ausſicht ſah, das Nothwendige für eine Familie zu erwerben; aber er wollte lieber rein perſönlich und menſchlich einem menſchlich gebildeten Fürſten verbunden bleiben, als ſich um zehnfach höheren Lohn andern großen deutſchen Muſterſtaaten der Büreaukratie einverbleiben. Er ſchlug die preußiſche Anſtellung aus, und zog es vor, nur das Unentbehrlichſte von ſeinem Herzoge von Weimar anzunehmen, während er den bei weitem größten Theil ſeines Lebensunterhalts ſich durch eigne freie Thätigkeit erarbeitete.

Kant war es, der zuerſt die Freiheit als theoretiſche Forderung hingeſtellt hatte. Schiller, auf Kant's Schultern ſtehend, entdeckte und erſchuf die erſte Verwirklichung jener geforderten Freiheit in der freien äſthetiſchen Welt, in der Welt der Schönheit und der Kunſt. Er erfocht den erſten jener Siege der „moraliſch-praktiſchen Vernunft," die Kant geweiſſagt hatte. Kant war ebenfalls theoretiſcher Republikaner. In einem despotiſch regierten Lande lebend, in einem Lande das einen Landesherrn, d. h. einen Herrn und Beſitzer des Landes als einzigen Regulator ſeiner Lebensäußerungen beſaß, ſtellte er den Satz auf: „der Staat iſt keine Habe, wie es der Boden iſt, auf dem er ſeinen Sitz hat. Er iſt eine Geſellſchaft von Menſchen, über die Niemand anders als ſie ſelbſt zu gebieten und zu disponiren hat." Wenn Kant ſagt: der Staat iſt das und das, ſo heißt dies, er ſoll es ſein, er ſoll es werden. Dazu, zu dieſem Werke, zu dieſer

Entwicklung bedürfe es, wie er meinte, nichts weiter, als daß die Menſchen allmälig mündig und darüber aufgeklärt werden, daß jeder Menſch Selbſtzweck und daß es die Aufgabe der Menſchheit iſt, den Menſchen als Selbſtzweck zu verwirklichen. „Die Menſchen," ſagt er, „ſind noch nicht mündig, aber man arbeitet daran, ſie mündig zu machen. Wir leben noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, aber wir leben in einem Zeitalter der Aufklärung." Der Königsberger Weiſe verzweifelte ſo wenig an dem endlichen Siege jenes großen Prinzips der Freiheit, daß er es offen ausſprach: „Die Natur der Dinge werde zwingen auch wohin man nicht gerne will: fata volentem ducunt, nolentem trahunt." Eben ſo wenig trägt er Bedenken auszuſprechen, „daß die Verfaſſung des wahren Staats republikaniſch ſein müſſe," republikaniſch inſofern es das Volk iſt, das ſich ſeine Geſetze giebt, und das ſich die Regierung beſtellt, welche ſie auszuüben hat."

Und der Republikaner Kant war zugleich ein Weltbürger. Sein Menſchheitsziel iſt den „Föderalismus freier Staaten," ein Europäiſcher Weltſtaat mit einem neuen Völkerrechte, eine freie Aſſoziation der freien Kulturnationen auf der Grundlage der Vernunft, eine Verbindung, welche den Krieg als ein Recht aufhebt und die Entſcheidung durch einen allgemeinen Kongreß und durch ein Völkergericht an die Stelle der brutalen Gewalt des Egoismus ſetzt. Die Diplomaten haben über den Weiſen gelächelt, aber ſie ſelbſt haben ihm in ihren Beſtrebungen ohne es zu wiſſen gehuldigt. Denn was ſind heilige Allianz und deutſcher Bund anders geweſen, als Verſuche, zum Beſten eines andern Prinzips, zum Beſten der Unfreiheit und Abſolutismus, denſelben Zweck

nur in beſchränkteren räumlichen Verhältniſſen zu erreichen? Kant erlebte die Anfänge amerikaniſcher Freiheit und die franzöſiſche Revolution. Er hielt die letztere für einen Segen trotz aller mit ihr verbundenen Gräuel. Er hielt ſie dafür, obgleich er ihr zeitweiliges Scheitern vorausſah. „Auch ohne Sehergeiſt," ſprach er, „glaube ich dem Menſchengeiſte die Erreichung dieſes Zweckes (der freien Staatsform) und hiermit zugleich das von da an nicht mehr rückgängig werdende Fortſchreiten zum Beſſern vorausſagen zu können. Denn ein ſolches Phänomen in der Menſchengeſchichte vergißt ſich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menſchlichen Natur zum Beſſern aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freiheit nach inneren Rechtsprinzipien im Menſchengeſchlechte vereinigt." Iſt es nicht, als hörte man Kants Thronfolger, Hegel reden, der von der Franzöſiſchen Revolution ſprechend ausrief: „So lange die Sonne am Firmamente ſteht und die Planeten um ſie herumkreiſen, war das nicht geſehen worden, daß der Menſch ſich auf den Gedanken ſtellte, und die Wirklichkeit nach dieſem erbaut. Anaxagoras hatte zuerſt geſagt, daß der Gedanke die Welt regiert. Nun aber erſt iſt der Menſch dazu gekommen zu ſagen, daß der Gedanke die geiſtige Wirklichkeit regieren ſollte. Es war dies ſomit ein herrlicher Sonnenaufgang."

Alſo lehrte vor fünfundzwanzig Jahren der Philoſoph in Preußens Hauptſtadt.

Auch Schiller war erfaßt von der Begeiſterung, „die damals mit erhabener Rührung die Welt durchſchauerte." Aber er ſah, daß Kant Recht hatte, wenn er ſagte: „Faulheit und Feigheit

ſind die Urſachen, warum ein ſo großer Theil der Menſchen, nachdem die Natur ſie längſt von fremder Leitung freigeſprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleibe, und es dadurch andern ſo leicht mache, ſich zu ihren Vormündern aufzuwerfen." Im Hinblick auf dieſe Faulheit und Feigheit rief er aus:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht!"

Oder wie es in den Briefen über äſthetiſche Erziehung des Menſchen heißt: „Die moraliſche Möglichkeit, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geſchlecht!" Im Hinblick auf dieſes Geſchlecht war es, daß er die Freiheit in das Reich der Träume und das Schöne in das Reich der Kunſt verwies, nicht im Hinblick auf die Zukunft der Menſchheitsentwicklung überhaupt. Er wußte ſo gut wie ſein Meiſter Kant, „daß auch das Fehlſchlagen der erſten großen Revolution nichts gegen die Zukunft beweiſe, und daß, ſelbſt wenn es gelänge Alles wieder in das vorige Gleis zurückzubringen, jene Begebenheit doch zu groß, zu ſehr mit dem Intereſſe der Menſchheit verwebt und ihrem Einfluſſe nach zu ſehr auf die Welt in allen ihren Theilen ausgebreitet ſei, als daß ſie nicht den Völkern, bei irgend einer Veranlaſſung günſtiger Umſtände wieder in Erinnerung gebracht, und dieſelben nicht zu Wiederholung neuer Verſuche erweckt werden ſollten!" Was Kant nöthigenfalls ſelbſt auf dem Wege der Revolution erreicht haben will, iſt die Bedingung zur Möglichkeit friedlicher Reform, zu einer Reform des innern Menſchen, oder wie er es nennt, „der innern Denkungsart." Dieſe Bedingung ſpricht er ſehr klar aus wenn er

ſagt: Zur Reform der Denkungsart, mag ſie noch ſo langſam vor ſich gehen, iſt nur die Freiheit nöthig, von ſeiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen."

Dieſe Kantiſche Freiheit nahm ſich Schiller auf ſeinem Gebiete. Er nahm ſie ſich für ſeine Religion:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die Du mir nennſt. Und warum keine? Aus Religion."

Er nahm ſie ſich für den Glauben in der Unſterblichkeitsfrage:

Vor dem Tode erſchrickſt Du! Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn Du lange dahin biſt, es bleibt.

Er nahm ſie ſich für die Schranken der Nationalität, die er durchbrach und auf ihren wahren Werth als Bedingung der Individualität zurückführte. Er nahm ſie ſich endlich für die Politik, wenn er in der ganzen Weltgeſchichte nur den fortgeſetzten Kampf zwiſchen Herrſchſucht und Freiheit erkannte. Das politiſche Glaubensbekenntniß, das er in der Thalia aufſtellte, blieb ſein Leitſtern, als er zehn Jahre ſpäter in Jena Geſchichte lehrte. Es lautete: „Das Grundprincip worauf alle Staaten beruhen müſſen, iſt, daß die Bürger ſich ſelbſt die Geſetze geben, denen ſie gehorchen ſollen, und daß Gehorſam und Pflichterfüllung aus Einſicht und Liebe zu den ſelbſtgegebenen Inſtitutionen, und nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, oder aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entſpringen." Darum bewunderte er die Soloniſche Verfaſſung des republikaniſchen Athen, weil ſie dieſem „Grundprincipium" entſprach, wie er die Verfaſſung Englands bewundert haben würde, wenn er ſie gekannt hätte. Darum erſchienen ihm Freiheit und Monarchismus ihrer Natur nach

eben so unverträglich, wie sie dem größtem Politiker der Hellenen erschienen. „Ein Souverain," sagt er bei der Schilderung von Karls V. Streit mit den Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten." Darum zog es ihn an, den Abfall der Niederlande zu schreiben, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Weltkampfe siegen," mit einer Bewunderung erfüllte, „wie sie der Pöbel nur den schimmernden Thaten der Ruhmsucht und verderblichen Herrschbegierde zollt." Darum war ihm im Anblick dieses Freiheitskampfes „der Gedanke groß und beruhigend, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann." „Ein herzhafter Widerstand," sagt Schiller; der passive, der sechzig Jahre später in Deutschland erfunden wurde, war ihm noch unbekannt. Er gestand offen, daß ihn diese und keine andere Betrachtung dazu geführt, den Abfall der Niederlande zu schreiben; daß es sein Zweck sei, „die eigne Begeisterung an diesem großen und erhebenden Gedanken auch andern mitzutheilen." Ja er ging noch weiter, und deutete ganz offen auf Deutschland hin mit den Worten: „Die Kraft mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein

Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn — ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Schiller unterdrückte ſpäter dieſe letzten kühnen Worte (ſie ſtehen in Wieland's deutſchem Merkur 1788 I., S. 6). Er war unterdeſſen Profeſſor in Jena, und alſo „aus einem Weltbürger ein Staatsdiener" geworden. Aber das Urrecht des gedrückten, unwürdig behandelten Volks zur Revolution ſtrich er nicht ebenſo aus ſeinem Glaubensbekenntniſſe. In ſeinem Schwanenliede, im Tell, ſtehen ſie für ewig da, die Worte der deutſchen Marſeillaiſe:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben!

Dieſe Worte, klingend wie die goldnen Pfeile im Köcher des zürnend daherſchreitenden Apollo, ſind ein theures Vermächtniß, das der deutſcheſte Dichter ſeinem Volke ſterbend hinterlaſſen hat. Und ſchon ihr Klang allein erſchreckte ein Menſchenalter lang die Herzen der Gewaltigen, wie die übermüthigen Freier erbebten als der duldende Held Odyſſeus die geſpannte Senne des gewaltigen Bogens prüfend erklingen ließ:

„Und mit der rechten Hand verſucht' er die Senne des Bogens;
Lieblich tönte die Senne und hell wie die Stimme der Schwalbe.
Schrecken ergriff die Freier und aller Antlitz erblaßte."

„Lieblich und hell wie die Stimme der Schwalbe," denn die Schwalbe ist die Verkünderin des Frühlings.

Schiller hat Ernst gemacht mit dem Gedanken der Freiheit nach allen Richtungen hin. In dem einzigen Satze, den er in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschheit ausspricht: daß der zur vollen Freiheit des Denkens gelangte Mensch in seinen Göttern sein eignes Bild erblickt, indem sie seine Vorstellung werden, liegt die ganze Feuerbachsche Anthropologie enthalten. In dem zweiten Satze: daß der Staat niemals letzter Zweck sein darf, daß er nur wichtig ist als eine Bedingung, unter welchen der Zweck der Menschheit, Ausbildung aller Kräfte des Menschen erfüllt werden kann, daß daher dem Staate nie der Mensch zum Opfer gebracht werden darf — in diesem zweiten Satze liegt der ganze Grundgedanke des vernünftigen Sozialismus. In dem scharfen Unterschiede endlich, den er zwischen der Nationalfreiheit der Griechen und Römer und zwischen dem modernen Gedanken der „Menschenfreiheit" aufstellt, jenes Gutes das an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, ist der Gedanke des Föderalismus aller Kulturnationen der Welt, und nicht als Traum und frommer Wunsch, sondern als Ziel und Aufgabe des Strebens für alle bewußten Menschen ausgesprochen. „Es ist die Aufgabe den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln," in den Staat wo Menschenfreiheit, Menschenrecht und Menschenwürde in jedem und für jeden Genossen dieses Staats zur vollen Geltung kommen. Schiller kannte kein absolutes Recht günstiger gestellter Minderheiten, keine Glaubensausschließung, kein durch Gesetze bestimmtes festes Glaubensschema. Er nannte den Versuch: eine Nation durch Gesetze zwingen zu wollen,

bei dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen wäre, „ein Attentat, das keine auch noch ſo ſcheinbare Anſicht würde rechtfertigen können, weil es unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet wäre.“ Die „deutſchen Grundrechte,“ von den erſten Vertretern der Nation des Dichters ein halbes Jahrhundert ſpäter aufgeſtellt, ſind nichts als der erſte Verſuch, Schillers Forderungen ins Leben zu rufen. Er wird nicht der letzte ſein. Die deutſche Nation wird nimmer vergeſſen, daß ihr edelſter Sohn, daß Schiller ihr zugerufen hat: „Der Geſchlechtscharakter des Menſchen iſt der freie Wille, deßwegen iſt dem Menſchen nichts ſo unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer ſie uns anthut macht uns nichts Geringeres als die Menſchheit ſtreitig; wer ſie feiger Weiſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit weg.“ Giebt es einen Menſchen der zu leugnen wagt, daß unſerm Volke Gewalt angethan worden iſt, ſeitdem ſogar ein Erzherzog des Hauſes Oeſtreich jene Worte Schillers in dem Ausſpruche wiederholt hat, mit dem er dem deutſchen Volke am 15. Juli 1848 zurief: „Deutſche! nach Jahren des Druckes wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Sie wird Euch nimmer entzogen werden, denn Ihr werdet wiſſen ſie zu bewahren!“

Aber, wird man ſagen, Schiller war ein Idealiſt, ein Dichter, der die Verwirklichung ſeiner Gedanken über die Würde des Menſchen, die ihm allein durch die Anerkennung ſeiner Freiheit und ſeines Menſchenrechts zu Theil wird, in das Reich der Schönheit und Kunſt, ins Reich der Träume verweiſ't? der nichts davon

hören mochte, daß die Frage der Menſchenwürde auch eine Brod- und Kleiderfrage, eine Frage der befriedigten Nothdurft iſt?

Nichts weniger als das. Schiller war ſelbſt allzulange Proletarier, Helot der Arbeit geweſen, um ſich gegen dieſe reale Seite der Freiheitsbedingung zu verblenden. Es ſind nur zwei kleine Zeilen in denen er ſein Glaubensbekenntniß darüber ausgeſprochen hat, aber ſie könnten als Motto ſtehen vor jedem Werke, das die Frage des abſoluten Beſitzes und der Garantie menſchenwürdiger Exiſtenz behandelt. „Würde des Menſchen" ſind ſie überſchrieben, und lauten wie folgt:

„Nichts mehr davon, ich bitt' Euch! zu eſſen ſchafft ihm, zu wohnen,
Habt Ihr die Blöße bedeckt giebt ſich die Würde von ſelbſt."

Einer von den zahlloſen Jammerhelden, welche gegen die Schiller-Goetheſchen Xenien zu Felde zogen, meinte das vorſtehende Diſtichon mit der Erwiderung zu ſchlagen: wenn die Befriedigung ſolcher leiblichen Nothdurft die Bedingung der Menſchenwürde ſei, ſo müſſe ein Domherr das Ideal Schillerſcher Menſchenwürde abgeben! Und der neueſte Herausgeber und Geſchichtsſchreiber des Xenienkampfes meint, der Mann habe ſo Unrecht nicht gehabt mit dieſer „fantaſtiſchen Auslegung!"*) Schiller ſagt aber mit jenem Diſtichon nichts anderes, als was Goethe mit den dürren Worten ausgedrückt hat, „daß die bürgerliche Schätzung und Achtung die Einer genieße, zunächſt auf der Sicherheit ſeines Auskommens und ſeiner äußerlichen Stellung beruhe;" eine Bemerkung, von deren Richtigkeit man ſich jeden Tag überzeugen kann. Setzt doch ſelbſt der Apoſtel voraus, daß der Menſch „Nahrung und Kleider" haben

*) Ed. Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampfe II., S. 118.

müſſe, wenn er ſich genügen laſſen ſoll. Daß er von Wohnung nicht ſpricht kommt daher, weil er im Süden lebte. Unter unſerm nordiſchen Himmel würde Paulus auch dieſe dritte Forderung nicht vergeſſen haben.

Goethe aber hat ſich niemals dazu herbeigelaſſen, wie ſo manche ſcheinheilige Verfaſſer des „Glücks der Armuth“ thun, die „armen Reichen“ zu beklagen, wegen der vielfachen Nöthen und Sorgen die der Reichthum für den Beſitzer mit ſich führe. Er wußte daß nur diejenigen Reichen zu beklagen ſind, die bei ihrem Reichthum geiſtesarm und bildungslos und ohne edle, große und ſchöne Intereſſen ſind. Sein Ausruf:

Du trägſt ſehr leicht, wenn du nichts haſt,
Aber Reichthum iſt eine leichtere Laſt.

iſt ganz direkt gegen jene ſcheinheiligen Sophiſten gerichtet. Und ihm nahe verwandt iſt das andere Xenion, in welchem er eine andere Sorte von Sophiſten abfertigte, welche zu behaupten lieben, daß jedes Talent und jedes begeiſterte tapfere Streben ſeines Erfolges und Zieles in dieſer „weiſe geordneten“ beſten Welt ſicher ſein könne:

Wonach Einer ringt
Das ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

Schiller lebte in Deutſchland, in einem unfreien Volke. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution gebot ſelbſt die Klugheit Zurückhaltung. Der Kreis deſſen was bis dahin dem Schriftſteller und Dichter zu ſagen erlaubt geweſen war, ward immer enger. Wenige Meilen von Weimar verbot man die Aufführung

der Räuber und des Wallenstein. Die blutigen Gräuel, mit denen sich die Sache der Menschheit in Frankreich befleckt hatte, stießen Schiller zurück, und die Einsicht in die Ohnmacht, Feigheit und Rohheit des mit ihm lebenden Geschlechts machte ihm die im Französischen Sinne fortdeklamirenden deutschen Revolutionaire zuwider. Er verhöhnte nicht nur einen Reichard, er verging sich sogar in der Erregung des Moments an einem Forster, dem edelsten deutschen Freiheitsmärtyrer aus jener Zeit. Das alles ist wahr, und erklärt sich aus seinem damaligen Bekenntnisse: „glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, das ist mein Wahlspruch!“ Er wollte Deutschland und die Menschen auf dem Wege der Kultur zur Freiheit führen. „Die Bedingung der Kultur aber ist die Ruhe.“ Dadurch stellte Schiller Kultur und Freiheit im Gegensatz zu einander. Denn er sagt unmittelbar darauf: „nichts ist der Freiheit gefährlicher als die Ruhe.“ Nämlich der werdenden Freiheit, der Freiheit die noch um Anerkennung ihrer ersten Grundsätze kämpfen muß, jener Grundsätze, die Kant und Schiller so klar und einfach aussprechen. Sind diese Grundsätze gesichert, hat ein Volk die Freiheit sich errungen, „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen,“ dann, — aber auch nur dann erst ist der Zeitpunkt eingetreten, „wo Kultur und Freiheit unzertrennlich verbunden erscheinen“. Auch dies große, lehrreiche Wort hat Schiller ausgesprochen, und mit ihm die Frage was nachstehen muß: das Streben nach Kultur, oder der Kampf um die Freiheit? für ewig beantwortet.

Keine Republik ohne Republikaner, keine Freiheit ohne freie

Männer. Freilich. Es giebt auch kein Heer ohne Soldaten. Soldaten aber werden nicht geboren, ſie werden dazu gemacht, geübt, geſchult von tüchtigen einzelnen Exerziermeiſtern. Und auch dann ſind ſie erſt nur noch theoretiſche Soldaten. Der Soldat wird erſt Soldat auf dem Schlachtfelde, der Krieg, nicht das Friedens-Manoeuvre macht ihn fertig. Gerade ſo iſts mit der Freiheit. Schiller war ein Exerziermeiſter der Menſchheit. Er hat uns vorgeübt für den Kampf um die Freiheit. Er hielt es „für die Aufgabe von mehr als einem Jahrhundert“ (hört es, Ihr Allzueiligen!) den deutſchen Menſchen innerlich für die Freiheit, ja nur für den Kampf um ihre Verwirklichung vorzubereiten. Er ſah ſich um nach dem einzigen Mittel und Werkzeug für jenen nächſten Zweck, und fand es in der Bildung durch die Poeſie und Kunſt, „die allein noch den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung entzogen ſei.“ Dieſen Hebel ergriff er, mit ihm ſuchte er zu wirken, und — wer wollte jetzt noch fragen, ob er damit gewirkt hat? Es gab keine Tribüne in Deutſchland, von der ein Vertreter der Nation die Souveränetät derſelben proklamiren konnte. Schiller proklamirte ſie in ſeinen Schriften und Dichtungen. Er ſprach es aus, nicht Maria Stuart (Akt IV. Scene 9):

— „Mein Volk mag wählen
Ich geb ihm ſeine Majeſtät zurück!“

Er ſprach es aus: „daß es einer ganzen einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſein müſſe, einem eidbrüchigen Könige die Pflicht aufzukündigen und ihre Majeſtät zurückzunehmen.“*) Er richtete an Deutſchland den Aufruf:

*) Schillers Werke IX., S. 141. S. 102. Oktavausgabe.

Große Monarchen erzeugteſt du, und du biſt ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber verſuch' es, o Deutſchland! und mach es deinen Beherrſchern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menſchen zu ſein.

Was aber bleibt von einem Könige übrig, der nur Menſch iſt? Schwerlich mehr als Englands Königin Victoria jetzt von einem „Beherrſcher" hat.

Leſſing, Kant, Schiller, was ſind ſie anders, als die Evangeliſten der Religion der Freiheit, einer Freiheit die keine Schranke anerkennt als die eigne Natur des Menſchengeiſtes und die Bedingungen ſeiner zeitlichen Entwicklung. Und eine Religion, die ſolche Verkünder und Zeugen hat, ſollte keine Zukunft haben für die Menſchheit?

Nimmermehr!

Jena, im August 1851.

Heute fuhren wir zum zweitenmale nach Dornburg. Als ich es neulich das Erstemal sah, war es noch zu früh im Jahr, die Natur noch zu weit zurück, als daß es mir den vollen Eindruck seiner Schönheit gemacht hätte, den ich heute in wünschenswerther Gesellschaft mit doppeltem Entzücken genoß.

Etwa anderthalb Stunden unter Jena, da wo sich das Saalthal mehr und mehr in die Breite dehnt, liegt auf der Höhe des Kalkflötzgebirges, welches den linken Rand des Thales bildet, dicht an den schroffen Absturz vorgerückt, das Schloß, oder vielmehr die drei Schlösser von Dornburg. Sie verdecken dem vom Thale Kommenden die Ansicht der kleinen hinter ihnen liegenden Stadt, zu welcher in Schlangenwindungen eine wohl unterhaltene Fahrstraße aus dem Thale hinaufführt. Die kleine Stadt lag so schlummermüde da im sanften Sonnenschein des Spätnachmittags. Auf dem großen ungepflasterten Platze, an dem das Rathhaus steht, das zugleich Wirthshaus ist, plätscherten Enten und Gänse in einem Regenwasserteiche, wobei ihnen ein Paar Kinder Gesellschaft leisteten. Einst war dies hier unter den sächsischen Kaisern eine kaiserliche Pfalzstadt, und wohl zwanzigmal größer als jetzt,

wo das Städchen etwa hundert Häuſer zählt. Die Stadt ward als Grenzveſte gegen die Sorben und Wenden im ſiebenten Jahrhundert erbaut, und ihr Name vom ſlaviſchen Dorna, was Wieſengrund bedeuten ſoll, hieß die Burg am Wieſengrunde.

Dicht am äußerſten Rande der ſchroff in das Thal hinabfallenden Felswand erheben ſich in ganz gleicher Entfernung von einander drei Schlöſſer, welche durch die reizendſten Gartenterraſſen mit einander verbunden ſind. Am meiſten nördlich, da wo der Felſenrand eine Ecke nach Weſten zu bildet, liegt das alte Schloß, auf den Grundmauern der alten Kaiſerpfalz erbaut, mit ſeinen Erkern und Giebeln, Vorſprüngen und Thürmchen, von Epheu und Reben umrankt, ungemein maleriſch anzuſchauen. Der Kaiſerſaal dient jetzt als Amtsſtube, und die modernen Fenſterbrüſtungen in gelber Holztünche mit ſaubern Vorhängen und freundlichem Blumenſchmuck, welche die Wohnung des Amtmanns bezeichnen, ſtechen wunderlich ab gegen das altergraue Gemäuer und die roſtigen Windfahnen der ſchiefergedeckten Thürme. Südwärts von dem alten, in der Mitte, liegt das neue Schloß, im leichten luftigen Charakter italieniſcher Sommervillen, verwandt dem Bauſtyle des Luſtſchloſſes Belvedere, vom Herzoge Ernſt Auguſt von Weimar erbaut. Die gewaltigen Unterbauten mit zwei, im ſcharfen Winkel eines verſchobenen Vierecks über einander vorſpringenden, durch Treppen verbundenen Steinplattformen, geben der heiteren Leichtigkeit des zweiſtöckigen Baues die gediegene Grundlage. Hier dichtete Goethe die erſten Akte ſeiner Iphigenie, ehe er ſie in Italien vollendete. Und wie er in den Tagen ſeiner Jugend mit ſeinem fürſtlichen Freunde ſich oft und gern aus dem lärmenden Treiben des Weimariſchen Mikrokosmus zurückzog in die liebliche

Einſamkeit dieſes Ortes, den beider Freunde Natur- und Kunſtſinn durch die reizvollſten Gartenanlagen von ſchattigen Wandelgängen, Blumenterraſſen und Weinpflanzungen zu einem in ſeiner Art einzigen Sommeraufenthalte umſchufen, ſo war es auch hier auf dieſen Höhen, wo der Greis im Genuſſe dieſer Schöpfung und durch den freien und großen Blick in die allheilende Natur ſich aufzurichten und herzuſtellen ſuchte von dem ſchwerem Schlage, der ihn im Sommer des Jahres 1828 durch die Kunde von Karl Auguſt's Hinſcheiden getroffen hatte. Es war das dritte, kleinſte, am ſüdlichſten Ende des Felſenhanges liegende Schlößchen, welches ihn vom 7. Juli bis 12. September 1828 tröſtlich aufnahm. Eine Bleiſtiftnotiz, von ſeiner Hand an die Holzbrüſtung ſeines Arbeitszimmers geſchrieben, iſt von der Pietät der Beſitzer unter Glas eingerahmt, ſo auch die ebenfalls von ihm am gleichen Orte täglich angemerkten Barometer- und Thermometerſtände. Denn die ſeit fünfzig Jahren von ihm unabläſſig betriebenen Naturbetrachtungen waren es auch hier, die ihm in ſeinem Schmerze jenen Troſt gewährten, den er ſo rührend in dem damals entſtandenen Gedichte an den aufgehenden Vollmond ausſprach:

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah.
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

Doch du fühlſt, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugeſt mir, daß ich geliebt bin,
Sei das liebſte noch ſo fern.

So heran denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht.
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht!

Der Schloßaufseher, welcher in dem untersten Stockwerke dieses kleinsten Schlosses seine Wohnung hat, führte uns durch die verschiedenen Räume, von denen die im mittleren Schlosse befindlichen der Großherzogin Louise als Sommersitz gedient. Ueberall in Einrichtung und Ausstattung herrscht die größte Einfachheit und eine Abwesenheit allen und jeden Prunks, die in Erstaunen setzt. Es ist aber auch kaum nöthig, hier auf besondern Comfort und Glanz zu denken, wo Umgebung und Aussicht überall das Heiterste und Lieblichste darbieten, was nur schöne Natur in Deutschland zu gewähren vermag. Denn überall, aus jedem Fenster, von jedem Altane, auf jedem Ruhepunkte der wohlunterhaltenen, mit allen möglichen blühenden Gewächsen reich ausgeschmückten Terrassen, die unaufhörlich auf- und absteigend, durch Treppen und Treppchen verbunden, von eisernen Geländern eingefaßt, mit edlen Obstbäumen und Weinpflanzungen an breiten Spalieren reich geschmückt, sich viele hundert Schritte lang am Rande des Felsens hinziehen — überall bietet sich dem Auge die fröhliche Nah- und Fernsicht über ein lieblich grünendes Thal, von der rauschenden Saale mäandrisch durchflossen, von freundlichen Dörfern, Landhäusern, Mühlen und bedeckten Brücken heiter belebt. Weinberge und Kornfelder, Baumpflanzungen und Waldstriche ziehen sich überall hinauf, fast bis an die Gipfel der gegenüber liegenden, sanft geschwungenen Berghöhen, welche, hier näher anspringend, dort weiter zurücktretend, das Thal einfassen. „Hier

fragt sich's gar nicht, ob man fröhlich ist oder sein will," schreibt Goethe an Zelter; „das Ganze ist heiter, munter, verständig schön, weitläuftig und doch übersehbar." Und die ausführliche Schilderung, welche er von diesem Ganzen in jenem bekannten Briefe giebt, den er von hieraus zugleich als Huldigung für den Nachfolger Karl August's an Herrn von Beulwitz schrieb*), überhebt mich der Mühe eine eigne weitere Beschreibung zu versuchen.

Als ich aus dem Hause heraustretend noch einen letzten Blick auf dasselbe warf, fiel mein Auge auf eine lateinische Inschrift über dem Eingange, welche mit der Jahreszahl 1608 bezeichnet ist.

Sie lautet:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

das heißt nach Goethe's Uebersetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder?
Ziehst du als Wandrer vorbei segne die Pfade dir Gott!

Und wie ich ihn freudig betreten und froh verlassen habe, diesen geliebten Ruhesitz des unsterblichen Dichters, so möge auch, wenn ich in nur allzunaher Zeit, ohne weilen zu dürfen, ihm vorbeiziehen muß, „ein Gott mir die Pfade gesegnen."

*) Werke Bd. 60, S. 304 ff.

Druck von J. Draeger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.